

Restaurierungen und Bauuntersuchungen

Hauptereignisse im Jahr 2001 waren die Einweihungen der sanierten Burgruine Neu-Thierstein in Büsserach und der restaurierten Klosterkirche Mariastein. Das wiederhergestellte «Schloss Neu-Thierstein» ist nach vier Jahren zu einem neuen kulturellen Zentrum für die Bewohner des Dorfes und der ganzen Talschaft geworden, und im Kloster Mariastein konnte

mit der Restaurierung des Innenraumes der Klosterkirche Mariastein die langjährige und bewegte Restaurierungsgeschichte des Klosters abgeschlossen werden. Daneben ermöglichten es zahlreiche Restaurierungsvorhaben, dank den begleitenden Bauforschungen einen Blick in die Vergangenheit unserer historischen Kulturdenkmäler zu werfen.

Büsserach, Burgruine Neu-Thierstein, Wiederaufbau

Geschichte und Bedeutung der Burgranlage

Die Burg Thierstein, Wahrzeichen des Lüsseltals und des Solothurner Schwarzbubenlandes, erhebt sich auf einem zerklüfteten Felssporn etwa 50 Meter über der Sohle des Tals zwischen Büsserach und Erschwil. Der bedeutendste Überrest der mittelalterlichen Feste bildet der in seinen Umfassungsmauern grossenteils erhaltene Wohnturm. Anlässlich der Sanierung des Wohnturms im Jahr 1985 wurden Sondiergrabungen und Bauuntersuchungen vorgenommen, welche die Geschichte der Burgranlage zu erhellen vermochten. Mittels einer Jahring-Datierung konnte nachgewiesen werden, dass die teilweise erhaltene Burg um 1294/95 an der Stelle einer älteren Anlage errichtet wurde, deren Anfänge aus der Zeit um 1100 stammten. Als Gründer dieser ersten Burg ist die reich begüterte Grafenfamilie der Saugern-Pfeffingen anzusehen, die um 1100 das noch dünn besiedelte obere Lüsseltal mit der Stiftung des Klosters Beinwil um 1140 und der Errichtung einer Burg als Kastvogteisitz herrschaftspolitisch durchdrangen. Über die Bauweise und das Aussehen der ersten Burgranlage weiss man heute aber nichts, auch dass sie den Namen «Bello» trug, kann nur vermutet werden. Mit dem Erlöschen der Kastvogteifamilie im 12./13. Jahrhundert ging die Saugern'sche Erbschaft an die Thiersteiner über, welche die Burg 1294/95 in eine herrschaftliche Anlage mit dem heute noch bestehenden Wohnturm ausbauten. Dieser Palas wurde repräsentativ mit Masswerkfenstern und glasierten, mit heraldischen Motiven geschmückten Bodenfliesen ausgestattet und im 14. Jahrhundert zur Ge-

winnung von Nutzraum um ein viertes Geschoss aufgestockt. In einer Urkunde von 1400 fand die Burg Thierstein erstmals namentlich Erwähnung; der Name der Burgherren musste sich also im Lauf des 14. Jahrhunderts auf die Feste selbst übertragen haben. Obwohl die Burg nach den Inhabern benannt wurde, diente sie den Thiersteiner Grafen aber nicht als Hauptsitz. Auf der Burg bei Büsserach sass ein Thiersteiner Vogt mit bescheidenem Gesinde. Die Grafen selbst hielten sich nur dort auf, wenn ihre Pflichten als Schirmherren des Klosters Beinwil sie ins Lüsseltal riefen.

Nach dem Aussterben des Grafengeschlechts Thierstein und nach mehreren territorialen Vorstössen der Aarstadt Solothurn ging das

Lüsseltal mit Beinwil und Schloss Thierstein 1522 schliesslich in deren Besitz über. Solothurn gestaltete die Burg zum Landvogteisitz um, wobei lediglich Reparaturen und kleine Änderungen zur Verbesserung des Wohnkomforts vorgenommen wurden. Als 1798 französische Revolutionstruppen die alte Eidgenossenschaft besetzten, wurde die Landvogtei aufgehoben und die zu dieser Zeit schon vernachlässigte und stark beschädigte Burg auf Abbruch verkauft. Die topographisch schwierigen Bedingungen behinderten jedoch deren vollständige Zerstörung. In der Folge zerfiel die Burg langsam, bis im Zuge der aufkommenden Burgenromantik vier Herren aus Basel die Burgruine 1857 erwarben und sie in ihrem damaligen mate-



Abb. 1 Büsserach, Burgranlage Neu-Thierstein, Federzeichnung von Emanuel Büchel, 1757.



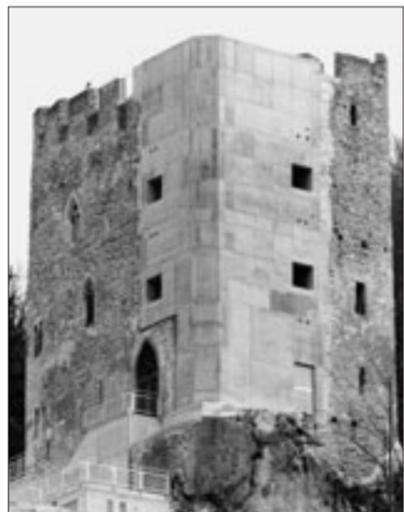
a



b



c



d

Abb. 2 Neu-Thierstein, ehemaliger Wohnturm
a) Zustand um 1955, b) Zustand nach der Restaurierung von 1984,
c) Zustand nach dem Teileinsturz vom 2. März 1997, d) Zustand nach der Wiederherstellung 2001.

riellen Bestand bewahrten. Nach dem Tod des letzten dieser «vier Schlossherren» gelangte die Ruine 1893 als Geschenk in den Besitz der Sektion Basel des «Schweizerischen Alpenclubs», dem sie fortan als Clublokal und Treffpunkt diente und der den Restbestand des ehemaligen Wohnturms sicherte und weiterhin unterhielt. In der Nacht auf den 2. März 1997 stürzte die Südwestecke des Wohnturmes ein und verschüttete die Passwangstrasse. Der Teileinsturz kam für alle völlig überraschend und unvorhergesehen und warf nicht nur für die Denkmalpflege grundsätzliche Fragen bezüglich Schutz, Erhaltung und Pflege von Baudenkmalern auf. Der Schweizerische Alpenclub, Sektion Basel, die Gemeinde Büsserach und die Kantonale Denkmalpflege waren sich rasch einig, dass das in der Bevölkerung stark verwurzelte «Schloss

Neu-Thierstein» als Wahrzeichen der Region erhalten werden sollte, denn dem Bauwerk kommt eine weit grössere Bedeutung zu als dies der rudimentär erhaltene materielle und kunsthistorische Wert darstellt. Der immer noch imposante Wohnturm setzt seit Jahrhunderten ein weithin sichtbares Zeichen in die Kulturlandschaft und verkündet, heute wie damals, die weit in das Mittelalter zurückgreifende Geschichte der Talschaft. Der ideelle Wert der Burgruine rückte nach einer Zeit der Belanglosigkeit im 18. und frühen 19. Jahrhundert während der Romantik ins Zentrum des historischen Bewusstseins und Interesses der Region. Die auch als «Schloss» bezeichnete Burgruine wurde zum historischen Denkmal und Identifikationsobjekt der Talschaft. Es zielt heute sogar das Wappen der Standortgemeinde Büsserach.

Sanierung und Restaurierung

Bevor weitere Massnahmen getroffen werden konnten, ging es vorerst darum, die noch stark abbruchgefährdeten Teile des Mauerwerks abzutragen, ein Sicherheitsnetz in den Felsen unterhalb der Burg anzubringen und den historischen Restbestand mit einem Gerüst zu sichern. Danach galt es, die Einsturzursachen abzuklären. Die Ergebnisse der Untersuchungen und der zahlreichen, langwierigen Expertengespräche bestätigten die Vermutung, dass das Ereignis einerseits auf bauphysikalische Vorgänge im Mauerwerk und andererseits auf ungünstige statische Voraussetzungen zurückzuführen waren. So zeigte sich, dass das mit sehr viel Mörtel erstellte Mauerwerk infolge seines überdurchschnittlichen Wassergehalts stark geschwächt war. Eine statisch ungünstige Situation herrschte zudem in der Südwestecke, einerseits wegen des nachträglichen Einfügens von Öffnungen bereits in historischer Zeit, andererseits wegen des Entfernens der Zwischenböden im Wohnturm. Für eine Sanierung drängten sich deshalb statische wie bauphysikalische Massnahmen auf. Zudem stellte sich aus denkmalpflegerischer Sicht die Frage, in welcher Art die Lücke geschlossen werden sollte. Nicht zuletzt war auch die Finanzierbarkeit zu berücksichtigen.



Abb. 3 Schnitt durch das stark mit Mörtel versetzte und durchnässte Mauerwerk.

Nachdem sich die Sektion Basel des Schweizer Alpenclubs während Jahrzehnten um die Burgruine gekümmert und in den 1980er Jahren noch eine von Fachleuten begleitete Restaurierung durchgeführt hatte, gelang es ihr nicht mehr, die nötige Energie und die finanziellen Mittel zu beschaffen, um eine Wiederherstellung selber an die Hand zu nehmen. Sie beschloss deshalb, die Burgruine an die Gemeinde Büsserach abzutreten, die die Instandstellung nun in die Hand nahm. Zusammen mit der Denkmalpflege und zahlreichen Experten waren folgende Probleme zu lösen:



Abb. 4 Glasdach zum Schutz des Innenraums.



Abb. 5 Innenraum nach der Restaurierung mit neu aufgeführter Mauerecke, Holzgerüst mit Stabilisierungsringen (gleichzeitig Galerien) und Glasdach.

Bauphysikalisch: Die in bauphysikalischer Hinsicht vorzunehmenden Massnahmen waren nicht unumstritten, da bis anhin nur wenige wissenschaftlich fundierte Erkenntnisse über das Verhalten von nicht überdecktem historischem Mauerwerk vorlagen. Leider wurde es nicht möglich, ein längerfristiges Messprogramm einzuleiten. Die vorgenommenen Untersuchungen zeigten, dass der Mörtel der 1,6 bis 1,9 Meter dicken Mauern nur noch eine geringe Festigkeit aufwies, teilweise sogar in Sand zerfiel, wohl eine Folge der ungewöhnlich hohen Feuchtigkeit des Mörtels, der dadurch frostgefährdet war. Da die Beurteilung der Tragfähigkeit des Mauerwerks mit grossen Unsicherheiten behaftet war, wurde erstmals ein Druckversuch an zwei Prüfkörpern des historischen Mauerwerks durchgeführt. Die mit einem erheblichen finanziellen Aufwand vorgenommenen Prüfungen ergaben, dass das Mauerwerk stabil genug war und erhebliche Kosten für aufwändige Verstärkungsmassnahmen eingespart werden konnten.

Einig war man sich, dass sich der Wasserhaushalt des Mauerwerks auf ein vernünftiges Niveau einzupendeln hat. Dies erforder-



Abb. 6 Eingangspartie mit neuer, doppel-schaliger Südwestecke aus Beton. Zwischen den Betonmauern befindet sich der neue Aufgang zu den Galerien und auf das Dach.



Abb. 7 Weiterhin im Wohnturm integriertes, ehemaliges Clublokal des SAC.

te Massnahmen, die das Mauerwerk vor weiteren, grossen Wasseraufnahmen schützten. Ein sichtbares Dach über dem ruinösen Wohnturm wurde aus denkmalpflegerischen Gründen verworfen. Ein mit dem statischen Innengerüst verbundener Wetterschutz in Form eines Glasdachs wurde auf der Innenseite der Zinnen angebracht und verhindert, dass in Zukunft das Innere des Wohnturms der Nässe ausgesetzt bleibt. Dies bedingte jedoch, dass die Mauerkronen sorgfältig abgedichtet wurden.

Statisch: In statischer Hinsicht musste einerseits die durch den Einsturz entstandene Lücke wieder geschlossen, das heisst das «Rohr» als Baukörper wiederhergestellt werden. Zudem galt es, im Innern das Mauerwerk mittels eines «Gerüsts» mit Stabilisierungsringen zu sichern. Diese Konstruktion wurde mit Holz ausgeführt und bot die Möglichkeit, Galerien mit zusätzlichen Aufenthaltsorten einzurichten.

Denkmalpflegerisch: Denkmalpflegerisch stand die Frage im Vordergrund, in welcher Art die Lücke geschlossen werden sollte. Abgesehen von den statischen Anforderungen galt es zu entscheiden, ob das Ereignis vom

2. März 1997 «ablesbar» bleiben oder ob die Lücke mit einem rekonstruierten Bruchsteinmauerwerk wieder aufgebaut werden sollte. Vor dem Teileinsturz befand sich die ehemalige Buranlage in einem Zustand des «aufgehaltenen» Zerfalls. Erhalten geblieben war seit dem 19. Jahrhundert lediglich der ehemalige Wohnturm, jedoch ohne oberen Abschluss der Umfassungsmauern, ohne Dach und ohne Innenräume. Ziel der Wiederherstellung und der Restaurierung war es, diesen ruinösen Zustand im äusseren Erscheinungsbild weiterhin zum Ausdruck zu bringen und auch das Ereignis von 1997 nicht zu «unterschlagen». Aus diesem Grund wurde die Lücke mit einem sichtbaren, modernen Material geschlossen, was für manche Einwohner der Talschaft zu Beginn gewöhnungsbedürftig war. Für diese Lösung sprachen ausserdem noch finanzielle Gründe, war sie doch wesentlich günstiger als jede andere Rekonstruktion oder Annäherung an den ursprünglichen Zustand.

Weiter stellte sich die Frage nach der Behandlung der äusseren Maueroberfläche. Eine sorgfältige Kartierung der Oberflächen ergab, dass noch Teile eines Verputzes vorhanden waren, die aus der Zeit stammten, als die Buranlage noch intakt war. Der Rest wies neuere Ausfugungen aus dem späten 19. Jahrhundert und aus der Zeit der Restaurierung von 1984 auf. Dieser Zustand entsprach der geschichtlichen Situation des Bauwerks. Deshalb wurde darauf verzichtet, den Turm vollständig zu verputzen. Der noch intakte, historische Verputz wurde gefestigt und der vorhandene Fugenputz geflickt. Neu entstandene Fehlstellen erhielten ebenfalls eine Ausfugung, um das Mauerwerk weiterhin zu schützen. Keine Veränderung erfuhr die Innenseite mit ihrer stark zementhaltigen Ausfugung.



Abb. 8 Siehe Farbteil Seite 128.

Mit dem Wiederaufbau der Südwestecke wurde die Gesamterscheinung des Turms wiederhergestellt, ohne jedoch zu verleugnen, dass ein Teil des Bauwerks 1997 eingestürzt war. Damit sollte bewusst ein Abschnitt im «Leben» der Burg dokumentiert werden. Der ehemalige Wohnturm besteht als zeichnerhafter Teil der Kulturlandschaft Thierstein weiter und ist in seinem geschichtlichen Zusammenhang und den Veränderungen der Zeit begreifbar. Dank dem vorbildhaften Einsatz der Gemeinde Büsserach bleibt es nicht nur als historisches Wahrzeichen der Region bestehen, es ist auch zu einem sinnfälligen und eindrücklichen Begegnungsort geworden.

Christine Zürcher / Samuel Rutishauser



Abb. 9 Siehe Farbteil Seite 128.

Beteiligte Experten:

Dr. Lukas Högl, Experte für Burgenrestauration (Bundesexperte)
Fredri Schneller, Ingenieur (Bundesexperte)
Dr. Philipp Rück, Bauphysiker
Ernst Baumann, Bauphysiker
Guido Faccani, Bauforscher
Jauslin + Stebler, Ingenieure; u. a.

Literaturhinweise:

Werner Meyer, Neu-Thierstein SO, in: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins, 59. Jg. 1986, 14. Band März/April, S. 62–71. Richard Buser und Conrad Jauslin, Einsturz einer Ruine – Druckversuche an 700 Jahre alten Mauern der Ruine Neu-Thierstein in Büsserach, in: tec21, Nr. 33/34, 20. August 2002, S. 36–38.

Eppenber-Wöschau, Speicher Dorfstrasse 14

Der schlanke zweigeschossige Steinbau erhebt sich über einem leicht trapezförmigen Grundriss und besitzt nordseitig einen erhöhten Eingang, der über eine Treppe erreichbar ist. Der Innenraum wird im Erdgeschoss südseitig durch ein schmales Fenster belichtet, im Obergeschoss zusätzlich durch je ein Fensterchen in der Nord- und in der Westmauer. Der Speicher ist nicht datiert, jedoch weisen die schmal gefasteten Fenster- und Türgewände darauf hin, dass er im frühen 17. Jahrhundert errichtet wurde. Eine Bauuntersuchung im Jahr 1986 hatte zudem ergeben, dass der Speicher im späteren 18. Jahrhundert eine neue Dachkon-



Abb. 1 Eppenber-Wöschau, Speicher Nr. 14, mit Wagenunterstand und Holzhaus, im Mai 1950...

struktion erhalten hatte, wobei man damals auch die alte Laube entlang der Nord- und der Ostseite durch eine neuere Konstruktion an der Westseite ersetzte.

Mit der Rekonstruktion der ursprünglich vorhandenen Lauben, wie sie sich heute am Bau präsentieren, gelang eine eigentliche Synthese der zwei sich folgenden Bauphasen des 17. und des 18. Jahrhunderts. Der Speicher gewann dadurch sein charakteristisches Erscheinungsbild zurück und ergibt mit dem seitlich weit ausladenden Krüppelwalmdach baulich und ästhetisch wieder ein sinnvolles Ganzes.

Christine Zürcher



Abb. 2 ...nach dem Abbruch des Anbaus und der Errichtung einer neuen Zugangstreppe, im März 1961...



Abb. 3 ... und nach der Restaurierung mit rekonstruierter Laube, im Dezember 2000.

Lüsslingen, Pfarrscheune

Im Vorfeld zum Jubiläum «750 Jahre Lüsslingen» im Jahre 2001 stellte sich die Einwohnergemeinde Lüsslingen die Frage, mit welchen Aktivitäten der runde Geburtstag gebührend umrahmt werden könnte. Neben einem sehr informativen Dorfbuch, dem Projekt Kohlenmeiler und natürlich einem grossen Dorffest entstand die Idee, zusammen mit der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde die alte Pfarrscheune zu restaurieren und darin Räumlichkeiten für kulturelle Anlässe, Sitzungen und kleine Feste einzurichten. Zusammen mit der Kirche, dem Pfarrhaus, einem Ofenhaus und einem Speicher bildet die im Jahre 1769 erbaute Pfarrscheune einen kulturhistorisch wertvollen, in seiner Gesamtheit äusserst bemerkenswerten Pfarrbezirk mit einem zentralen Stellenwert im Ortsbild von Lüsslingen. Die unter einem mächtigen Krüppelwalmdach mit Biberschwanz-

ziegeleindeckung liegende Pfarrscheune wurde in den letzten Jahrzehnten zwar kaum mehr genutzt, ist aber immer so unterhalten worden, dass die alte Bausubstanz in einem guten Zustand blieb. Zur Erlangung eines geeigneten Umbauprojektes veranstaltete die Einwohnergemeinde und die Kirchgemeinde 1999 eine Parallelprojektierung unter drei Architekten. Das Siegerprojekt von Architekt Guido Kummer realisiert den Gemeindesaal und die Küche im Erdgeschoss, so dass der Bezug zum Aussenraum optimal gewährleistet ist. Kleinere Räume und ein Mehrzweckraum befinden sich im Obergeschoss und im Dachraum. Besonderes Merkmal ist, dass das Neue vom Alten losgelöst in das bestehende Gebäude hineingestellt ist und die Gebäudehülle praktisch nicht berührt. Das Konzept geht so weit, die sichtbaren Altersspuren und damit den

besonderen Charme des Gebäudes zu belassen. So wurde beispielsweise der alte Verputz auf den Natursteinwänden nicht abgeklopft und erneuert, sondern in seiner verwitterten Art belassen. Der als neues Element in die Scheune gestellte Saal weist eine eigene Tragstruktur und eine eigene, teilweise verglaste Hülle auf, die die heutigen Anforderungen bezüglich Wärmedämmung, Akustik und Ökologie abdeckt. Die gewählte Lösung zeigt den beispielhaften Umgang mit alter Bausubstanz und eine vorbildliche Integration neuer Elemente in alte Strukturen. Das etwas unkonventionelle und ungewöhnliche Projekt machte einige Überzeugungsarbeit des Gemeinderates bei der Bevölkerung nötig. Wie die Bilder zeigen, ist die Restaurierung und Umnutzung der Pfarrscheune sehr gut gelungen und überzeugt auch anfängliche Skeptiker.

Markus Schmid



Abb. 1 Lüsslingen, Pfarrscheune, 1999, vor...



Abb. 3 Der neue Gemeindesaal im Erdgeschoss, 2002.



Abb. 2 ...und nach der Umnutzung, 2002.



Abb. 4 Blick in den Mehrzweckraum im Dachgeschoss, 2002.

Mariastein, Klosterkirche, Innenrestaurierung

Die Frage nach dem denkmalpflegerischen Verhalten dem Innenraum der Klosterkirche Mariastein gegenüber gab bereits in den 1970er Jahren zu reden. Am 16. April 1974 trafen sich die damaligen Koryphäen der schweizerischen Denkmalpflege, die Professoren A. Knöpfli, A. Reinle, A. Schmid und die Denkmalpfleger F. Lauber und G. Loertscher in Mariastein mit Abt Mauritius, den Patres Benedikt, Bonifaz und Norbert sowie dem Architekten G. Gerster. Das Protokoll der Aussprache ist aus heutiger Sicht sehr aufschlussreich: Die Fachleute gingen mit keinem Wort auf den bestehenden, aus der Zeit um 1900 stammenden Zustand ein. Sie waren sich vielmehr einig, dass bei einer Restaurierung des Innenraumes von Mariastein von der «Hierarchie der Werte» auszugehen sei. Dabei wurde der älteren Gestaltung des Kirchenraumes aus der Mitte des 17. Jahrhunderts mit Grisaille-Malereien und dem 1680 entstandenen, barocken Hochaltar ein weitaus «grösserer Wert» zugesprochen als dem neubarocken Stuck. Man fragte sich deshalb vielmehr, wie der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt werden könnte, beispielsweise anhand von Vergleichsbauten wie Neudorf, Wertenstein, Willisau, HI. Blut oder auch Sachseln und Stans. Über den Befund und den Umfang der allenfalls noch vorhandenen älteren Malereien schien man sich hingegen nicht den Kopf zu zerbrechen. 25 Jahre später stellte sich die Frage im Zeichen der Vorarbeiten für eine Restaurierung anders. An die Stelle der früheren «Hierarchie der Werte» trat eine vorab geschichtliche Betrachtungsweise der Klosterkirche. (Vgl. dazu «Mariastein» Nr. 9, November 1998, S. 197ff.) Der heutige Bau wird vorwiegend von drei Zeitepochen geprägt: In der Mitte des 17. Jahrhunderts – im Zeitalter des Barock – liess der damalige Abt Fintan Kiefer (1633–75) eine Klosterkirche im Stil der so genannten «posthumer Gotik» – eine in unserer Gegend nicht seltene Stilverspätung – errichten. Erst unter seinen Nachfolgern Augustin Reutti (1679–95) und Esso Glutz (1695–1710) erhielt der Bau dann seine barocke Ausstattung, insbesondere der Hochaltar (Abb. 4, 5), der Rosenkranzaltar, der



Abb. 1 Mariastein, Klosterkirche: Fragment einer Grisaille-Malerei (2. Hälfte 17. Jh.) hinter dem Chortäfer über dem Eingang zur Benediktskapelle.



Abb. 2 Neubarocke Stuckaturen: freigelegte Farbfassung während der Restaurierung.



Abb. 4, 5 Hauptaltar vor und nach der Restaurierung.

Kreuzaltar, der Josefsaltar, das Chortäfer, das Kirchenportal und eine in Grisaille-Technik (Abb. 1) ausgeführte Ausmalung. Im Zeitalter des Klassizismus änderte sich vorab das äussere Bild der Klosterkirche unter Abt Placidus Ackermann (1804–1841) grundlegend. In den Jahren 1830 bis 1833 wurde der Bau mit einer Blendfassade mit einem neuen Vorzeichen versehen. Im Innern gehen die grossen Fenster im südlichen Seitenschiff und Gewölbe mit den Stichkappen über dem Mittelschiff in diese Zeit zurück. Zudem wurde der ganze Kirchenraum ausgegipst und mit dem Zeitgeschmack entsprechenden Dekorationen versehen.

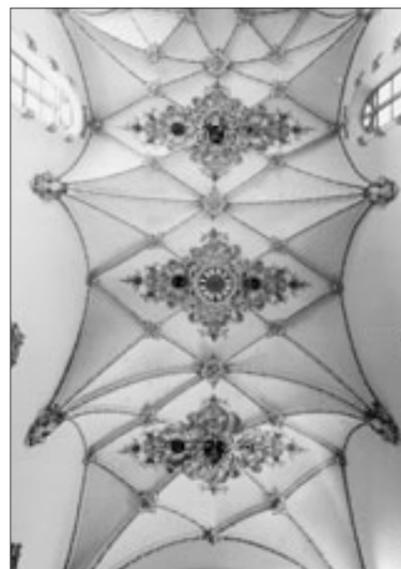


Abb. 3 Chorgewölbe nach der Restaurierung.



Kreuzaltar, der Josefsaltar, das Chortäfer, das Kirchenportal und eine in Grisaille-Technik (Abb. 1) ausgeführte Ausmalung. Im Zeitalter des Klassizismus änderte sich vorab das äussere Bild der Klosterkirche unter Abt Placidus Ackermann (1804–1841) grundlegend. In den Jahren 1830 bis 1833 wurde der Bau mit einer Blendfassade mit einem neuen Vorzeichen versehen. Im Innern gehen die grossen Fenster im südlichen Seitenschiff und Gewölbe mit den Stichkappen über dem Mittelschiff in diese Zeit zurück. Zudem wurde der ganze Kirchenraum ausgegipst und mit dem Zeitgeschmack entsprechenden Dekorationen versehen.

Unter der Oberleitung des Kunsthistorikers P. Albert Kuhn kam es dann zu einer weiteren, einschneidenden Veränderung. In den Jahren 1897 bis 1935 wurde der ursprünglich spätgotische Kirchenraum im Sinne des Historismus in eine neubarocke Wallfahrtskirche umgewandelt, indem unter anderem das Chorgitter freigesetzt und ergänzt, das Seitenschiff mit neuen Gewölben sowie der gesamte Innenraum mit Stuckdekorationen versehen wurde. Der Obergaden und das Mittelschiffgewölbe erhielten zudem neue Malereien (Abb. 9). Für die Bauherrschaft wie für die Denkmalpflege stellte sich vor der jüngsten Restaurierung die Frage nach den Werten nicht mehr, stand doch der Neubarock nun ebenbürtig neben dem Klassizismus, dem Barock und der posthumer Gotik. Es galt vielmehr abzuwägen, welche Folgen eine Rückführung des Kirchenraumes in den spätgotischen oder klassizistischen Zustand haben würde. Aufgrund der vorhandenen Kenntnisse zeigte sich rasch, dass die Entfernung des Neubarocks zu unlöslichen Problemen führen würde. Man musste davon ausgehen, dass viel alte Substanz vorhanden ist, um einen älteren Zustand wiederherstellen zu können. Einige entdeckte Fragmente älterer Wandmalereien liessen höchstens erahnen, wie der Innenraum einmal ausgesehen haben mag. Das Resultat einer Rückführung wäre eine fragwürdige Rekonstruktion eines klassizistischen oder spätgotisch/barocken Innenraums geworden. Zudem zeigte sich aufgrund der Untersuchungen, dass die um die Wende zum 20. Jahrhundert angebrachten Stuckdekorationen in ihrer einstigen Farblichkeit dem Raum einen lichten, frohgemuten Charakter mit besonderer Qualität verlieh (Abb. 2).

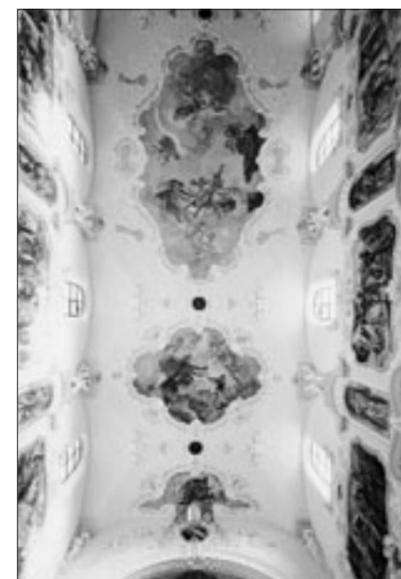


Abb. 6 Gewölbe Mittelschiff nach der Restaurierung.



Abb. 7 Chor mit neuer Orgel nach der Restaurierung.

Bauherrschaft, Architekt und Denkmalpflege entschlossen sich demzufolge, sich bei der Restaurierung des Innenraums der Klosterkirche Mariastein von der ursprünglich farbig gefassten, neubarocken Ausstattung leiten zu lassen und diesen Zustand wiederherzustellen. Wo Unsicherheiten bestanden, konnten aufgrund sorgfältiger Untersuchungen die neubarocken farbigen und goldenen Fassungen eindeutig festgestellt werden. Im Zuge der älteren Betrachtungsweise wurden in den vergangenen Jahrzehnten jedoch bereits einige präjudizierende Massnahmen vor allem im Chor vorgenommen, die sich nun auf Entscheide für die Restaurierung auswirkten. So erhielten die zwei Chorfenster bereits früher ihre gotische Form zurück, und die Zwischenböden in den Seitenkapellen verschwanden zum grossen Teil. Letzteres hatte zur Folge, dass die seitlichen Choremporen funktionslos wurden und als eigenartige Gebilde nur noch auf den Mauern zwischen Chor und Seitenkapellen auflagen. Deshalb entschieden die Verantwortlichen, diese beiden Emporen zu entfernen, den Chor also in seine architektonische Grundstruktur aus der Erbauungszeit zurückzuführen (Abb. 7). Die neubarocken Stuckdekorationen, die im Chor im Gegensatz zum Schiff golden gefasst sind, wurden hingegen nicht entfernt. Im mittleren Schlussstein wurde das «Lamm Gottes» entfernt und wiederum eine Uhr angebracht, wie dies Abt Esso Glutz in der Zeit um 1700 bereits einmal tat. Abdrücke von dieser Uhr waren noch vorhanden (Abb. 3). Im Mittelschiff und den beiden Seitenschiffen blieb die Restaurierung durchwegs dem neubarocken Zustand aus der Zeit um 1900 als Leitidee verpflichtet (Abb. 6). Jüngere, nicht qualitätsvolle Übermalungen der Stuckdekorationen aus den 1930er Jahren wurden

entfernt und die neubarocke farbige Fassung wiederhergestellt. Auch die Beichtstühle erhielten eine der einstigen Grundhaltung entsprechende Farblichkeit zurück. In technischer Hinsicht galt es in erster Linie, die vielen Stuckteile, die sich infolge der verrosteten Nägel abzulösen drohten, wieder zu befestigen. Zudem waren die in neubarocker Zeit eingezogenen Gewölbe in den Seitenschiffen gerissen. Mit aufwändigen Mitteln gelang es, diese zu konsolidieren. Unter Beibehaltung der seitlichen, geschnitzten Doggen wurden zudem die Kirchenbänke erneuert und nicht mehr unmittelbar auf dem Steinboden, sondern auf einem Holzpodest montiert.

Ein Problem gab den Verantwortlichen zudem der Hauptaltar auf (Abb. 4, 5). Der laut Inschrift im Fries des Gebälks (EX LUDOVICI MAGNI LIBERALITATE MDCLXXX) vom Bildschnitzer Johann Friedrich Buol (Kaiserstuhl AG) und dem Altarschreiner Hans Martin Fehlmann (Rodersdorf SO) im Jahr 1680 geschaffene, imposante Barockaltar erfuhr um 1913 nach vorgängigen, kleineren Veränderungen eine entscheidende Umgestaltung. Damals wurde der alte Drehtabernakel durch einen neuen ersetzt, was zur Folge hatte, dass das Altartafel um rund 70 Zentimeter angehoben werden musste. Dazu wurden zusätzliche Elemente zwischen Predella und Predella-sockel eingeschoben, was dem Altar in seiner Gesamterscheinung vollständig neue Proportionen verlieh. Es stellte sich die Frage, ob diese Veränderung rückgängig gemacht werden sollte. Die Verantwortlichen entschieden sich dafür, diese Zwischenstücke wieder zu entfernen und dem Altar seine ursprüngliche architektonische Form und seine einstigen Proportionen zurückzugeben. Dies hatte zur Folge, dass der Tabernakel angepasst werden musste. Dazu wurde ein Teil seines Vorgängers aus dem Jahr 1913 weiter verwendet. Mit der Verkürzung des Altars machte es auch Sinn, das Rundfenster im Chorscheitel wieder zu öffnen, so dass nun auch Licht von der Ostseite vor allem vormittags in den Raum eindringt. Gleichzeitig wurde ein neuer Tabernakel notwendig, für den auch ein neuer Standort im Bereich des Zelebrationsaltars gefunden werden musste. Nach langen, eingehenden Diskussionen auch innerhalb der Klostergemeinschaft insbesondere über den Standort entschied man sich schliesslich für einen neuen, eigenständigen, modernen Tabernakel aus hellem Marmor, der seinen Platz auf dem südlichen Seitenalter fand. Davor wurde ein Ort der Ruhe ausgeschieden und mit Teilen eines ehemaligen Kommuniongitters gegen das Seitenschiff hin abgegrenzt. Viel zu reden gab wie üblich im Zusammenhang mit Restaurierungen auch das Problem einer neuen Beleuchtung. Nach langwierigen

Diskussionen wurde grundsätzlich beschlossen, für die Beleuchtung eine moderne Lösung anzustreben. Die neuen, in den Arkaden des Schiffes aufgehängten und über dem Chorgestühl an der Wand montierten Lampen wurden in der Folge eigens für den Kirchenraum von Mariastein entwickelt, um den Raum für die verschiedenen Bedürfnisse möglichst optimal auszuleuchten. Eine Bereicherung erfuhren die Fenster, indem die farbigen, historistischen Glasfenster in den beiden Seitenkapellen wieder eingesetzt wurden. Die ebenfalls noch vorhandenen Stifterscheiben wurden zudem in den Fenstern der Seitenschiffe montiert.

Zu guter Letzt waren noch die verschieden gelagerten Probleme für die beiden Orgeln zu lösen. Für die Hauptorgel (Abb. 8), die im Zuge der Restaurierung revidiert wurde, stellte sich die Frage nach der farblichen Fassung des Prospekts. Da auf keinen Befund der ursprünglichen Farbgebung mehr zurückgegriffen werden konnte, entschieden die Verantwortlichen, das Instrument nicht im Sinne des Altars oder der Kanzel als eigen-



Abb. 8 Innenraum gegen Westen nach der Restaurierung.

ständiges Element zu behandeln, sondern den Prospekt in neuen Grautönen in das Gesamtbild des Kirchenraumes einzubinden. Zu teilweise hitzigen Auseinandersetzungen kam es bei der Chororgel (Abb. 7). Einig war man sich insofern, als dass das ursprünglich aus Härkingen stammende Instrument ersetzt werden musste. Dazu wurde ein neuer Standort im geöffneten, von der Empore befreiten südöstlichen Arkadenbogen des Chores gefunden. Uneinig war man sich hingegen über das Erscheinungsbild des neuen Instrumentes. Einerseits wurde die Meinung vertreten, das neue Instrument sollte sich möglichst unauffällig der neubarocken Formsprache des Kirchenraumes anpassen. Andererseits bestand auch die Möglichkeit, dem Prospekt eine moderate, zeitgemässe Form der Entstehungszeit zu geben. Entstanden ist nun ein Instrument, das sich in seinen Formen wie in der Farbgebung dem Hauptinstrument stark angleicht.

Die Restaurierungsgeschichte der Klosterkirche Mariastein zeigt deutlich, wie die Baukunst des 19. Jahrhunderts – insbesondere der Historismus – bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts als negative Erscheinung bewertet worden ist. Erst die jüngere kunsthistorische Auseinandersetzung mit dieser Stilepoche hat ihre Qualitäten entdeckt. Dazu kommt, dass auch die Denkmalpflege einer steten Neubewertung ihrer Aufgabe unterworfen ist. Wenn vor einiger Zeit oft die Rückführung eines Bauwerks in seinen ursprünglichen Zustand bevorzugt wurde – allenfalls mit den notwendigen Rekonstruktionen –, steht heute die Geschichtlichkeit eines Bauwerks in seiner Gesamtheit im Vordergrund. Es geht weniger mehr um eine Hierarchisierung der Stile als um ein geschichtliches Nebeneinander, durch das ein Bauwerk geprägt wird. Ob die Barockisierung der Klosterkirche Mariastein um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert den Versuch darstellt, die Stilverspätung des Bauwerks in seiner Entstehungszeit zu korrigieren oder als eine Intervention im Sinne des



Abb. 9 Innenraum gegen Osten nach der Restaurierung (ganzseitig).

Historismus zu bewerten ist, sei hier dahingestellt. Jedenfalls gelang es P. Albert Kuhn nicht zuletzt aufgrund seiner Erfahrungen mit der Klosterkirche Einsiedeln einen lichten, neubarocken Raum zu schaffen, der dem Charakter einer Wallfahrtskirche entspricht. Aus zeitlichen und personellen Gründen ist es nicht möglich, an dieser Stelle eingehender über die Restaurierung des Kirchenraumes zu berichten. Aus denkmalpflegerischer Sicht wäre es wünschenswert und sinnvoll, wenn die Bau- und Restaurierungsgeschichte des gesamten Klosters aufgearbeitet werden könnte. Sie würde nicht nur manches Licht auf die Klostergebäude von Mariastein, sondern auch auf die Geschichte der Denkmalpflege und Restaurierung allgemein werfen. *Samuel Rutishauser*

Literatur

u. a. «Mariastein» Nr. 9, November 1998, S. 197ff.; Nr. 8, Oktober 1999, S. 167–173; Nr. 10, Dezember 2000, S. 243–245.
«Die Glocken von Mariastein», Februar 2001, S. 32–61 (mit Angaben zu den ausgeführten Arbeiten und einem Verzeichnis der beteiligten Firmen und Fachleuten).

Oberramsern, Speicher Blesi

Etwas versteckt in der Hostett hinter einem ehemaligen Bauernhaus steht ein stattlicher Häblingspeicher mit barocken Zierelementen. Der 1942 unter kantonalen Denkmalschutz gestellte Speicher ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit halbrunden Baumstämmen zu einem Blockbau zusammengefügt worden.

In Oberramsern finden sich zwei der am schönsten verzierten Speicher im Bucheggberg. Die obere Laubenbrüstung, die Pfosten und die Abschlussbretter sind jeweils in zeit-typischer Art mit Verzierungen ausgeschmückt worden. Der Speicher Blesi dürfte dabei etwas älter sein als der 1741 datierte, vor wenigen Jahren ebenfalls restaurierte

Speicher Wyss, da der Speicher Blesi noch in der älteren Blockbauweise erstellt ist, während es sich beim Speicher Wyss bereits um eine Ständerkonstruktion mit Pfosten und Bohlen handelt.

Bis 2001 gehörte der Speicher zwei verschiedenen Parteien. Die Grundstücksgrenze verlief quer durch das Gebäude. Das Erdgeschoss



Oberramsern, Speicher Blesi nach der Restaurierung von 2001.

war bereits im Eigentum der Familie Blesi, die Obergeschosse gehörten einem Nachbarn. Durch einen Landabtausch wurde der Speicher nun im Eigentum der Familie Blesi vereint, so dass die notwendige Restaurierung an die Hand genommen werden konnte.

Während der Kernbau noch in einem erstaunlich guten Zustand war, mussten die der Witterung ausgesetzten, um das ganze Gebäude laufenden Lauben saniert und ergänzt sowie das ganze Dach erneuert werden. Der störende Garageanbau auf der Westseite wurde entfernt. *Markus Schmid*

Solothurn, Hauptgasse 69, von-Roll-Fideikommisshaus

1999 wurden die baulichen Teile des kleinen Ziergartens östlich des Hauses restauriert, und im Jahr 2000 erfolgte über dem Südostflügel ein Ausbau des Dachraums zu Wohnzwecken. Die damit verbundenen Veränderungen an der Dachkonstruktion boten die Gelegenheit für eine dendrochronologische Altersbestimmung des Holzwerks, die schliesslich auf den ganzen Dachbereich des Hauses ausgedehnt wurde. Die Resultate der Altersbestimmung liefern nun erstmals konkrete Daten zu den einzelnen Gebäudeflügeln. Sie bestätigen teilweise die bisherigen Vermutungen, die sich auf rein stilkritische Anhaltspunkte stützten.

Restaurierung der Bauten im Ziergarten

Der dem Haus östlich vorgelagerte und gegenüber dem Strassenniveau und dem Innenhof angehobene Ziergarten enthält neben den rein gärtnerischen Anlagen wie Blumenbeeten, Brunnen und Rasenflächen kleinere Bauten. Direkt an der Giebelseite des Südostflügels steht eine offene Veranda aus dem späteren 19. Jahrhundert, und das ostseitige Gartenportal wird einseitig von einem kleinen Pavillon flankiert. Beide Bauten befanden sich in einem desolaten Zustand. Sie wurden 1999 innen und aussen renoviert. In der Veranda (Abb. 3) kamen an der Rückwand Reste von auf einen glatten Verputz gemalten historistischen Wanddekorationen zum Vorschein (Abb. 4). Sie wurden freigelegt und restauriert. Für die Farbgebung der Laubsäge- und Gusseisenstücke orientierte man sich an den Resten älterer Farbfassungen. Der hölzerne Pavillon beim Portal (Abb. 5) musste durch Holzfachleute in Stand gestellt werden. Er wurde danach ebenfalls nach älteren Farb-

sten neu gestrichen. Mit der Aussenrenovierung dieses Bauteils entschied man sich auch, den Hofmauerabschnitt nördlich des Portals zu sanieren und neu zu streichen. Seither präsentiert sich die Aussenseite des schon 1992 mit der Zugangstreppe komplettierten Gartenportals wieder in einem erfreulichen Zustand. (Abb. 6, 7, 8).

Der Dachausbau

Der bisher nur teilweise genutzte Estrich über dem Südosttrakt wurde zu einer Wohnung ausgebaut. Die niedrigen Raumverhältnisse und ein ungenutzter Hohlraum über den Zimmern des 2. Obergeschosses machten für die neue Nutzung einen massiven Eingriff in die Dachkonstruktion nötig (Abb. 9, 10). Die



Abb. 1 Solothurn, Hauptgasse 69. Ansicht aus der Vogelschau, 1983.

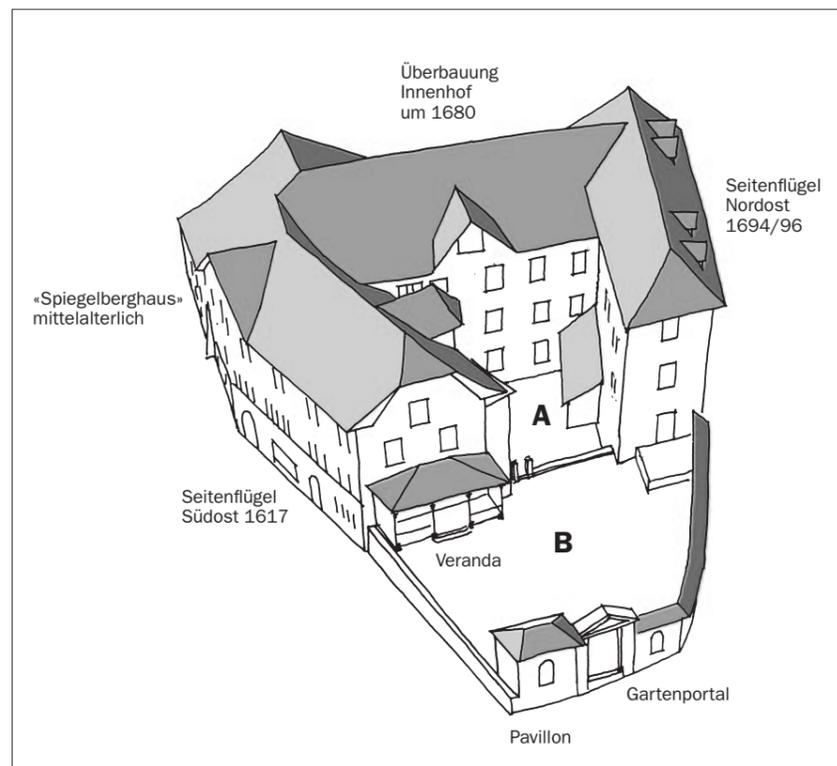


Abb. 2 Schematische Ansicht von Südosten mit Angaben zur Datierung der einzelnen Baukörper
A = Wirtschaftshof, B = Ziergarten.



Abb. 3 Die Veranda, vor der Restaurierung, 1998.

Bundbalken wurden herausgesägt und die Zugkräfte des liegenden Dachstuhls mit neuen Zangen aufgenommen. Bei den Umbauarbeiten konnte beobachtet werden, dass das östlichste Zimmer im 2. Obergeschoss einstmals als hoher Saal mit dekorativ bemalten Wänden und einer Täferdecke ausgebildet war. Nachträglich wurde hier, vielleicht zur besseren Beheizbarkeit, die Decke tiefer gelegt, so dass sie schliesslich heute sogar in die Fensterlichter hineinreicht. Bei diesen Tieferlegungen entstand über dem ehemaligen

Saal ein Zwischenboden, der als niedriger Abstellraum genutzt und vom Estrich aus mit einer Treppe erschlossen war. Hofseitig ist der Südostflügel mit einem vorgebauten polygonalen Treppenturm erschlossen, an den seitlich zwei Laubentrakte anschliessen, die bisher mit flach geneigten Pultdächern überdeckt waren. Zur Attraktivierung der Estrichwohnung wurden die Pultdächer entfernt und an ihrer Stelle Flachdachterrassen erstellt, die sich nun als intimer Aussenbereich nutzen lassen.



Abb. 4 Siehe Farbteil Seite 128.



Abb. 5 Siehe Farbteil Seite 128.



Abb. 6 Das Gartenportal 1991...



Abb. 7 ...nach der Rekonstruktion der Treppenanlage, 1992...



Abb. 8 ...und nach der Renovierung von Pavillon und Hofmauer, 2000.

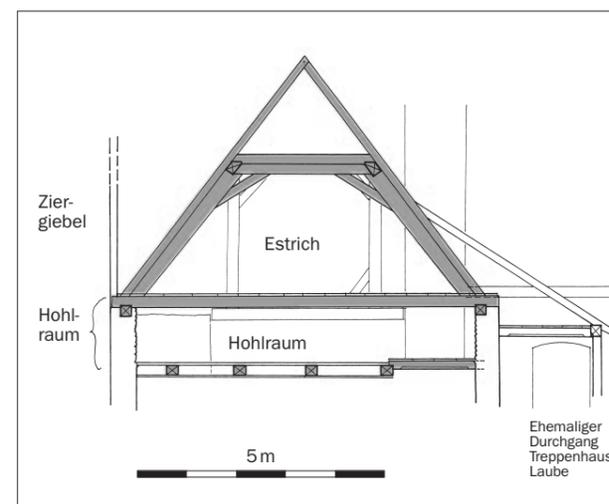


Abb. 9 Querschnitt durch die Dachkonstruktion von 1617, vor dem Einbau der Estrichwohnung...

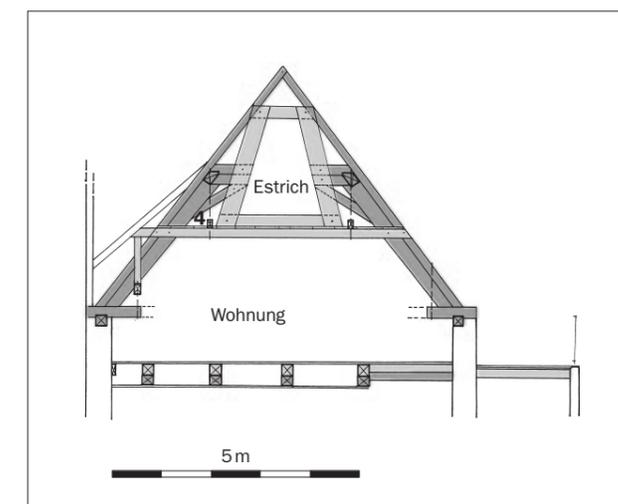


Abb. 10 ...und nach den Eingriffen, die zur Raumgewinnung nötig wurden.

Zur Datierung der verschiedenen Gebäudetrakte

Das von-Roll-Haus gliedert sich als Dreiflügelanlage um einen Wirtschaftshof. Dieser ist im Osten mit einer Stützmauer abgeschlossen, über welcher sich der vorgelagerte Ziergarten erhebt. Der älteste Baukörper befindet sich im Südwestbereich des Baus. Hier haben sich bis heute Teile des einstigen Sesshauses der Familie Spiegelberg erhalten, die mit der Adoption des Waisen Johann von Roll und der späteren Verheiratung desselben mit Agatha von Blumenegg im Jahre 1495 den Beginn der solothurnischen von-Roll-Familienlinie gründeten. Es ist anzunehmen, dass das breite Spiegelberghaus durch die Zusammenlegung von zwei älteren Häusern entstanden war und schon früh ein Hinterhaus an der Rathausgasse besass, denn hier konnten in einem Keller die eichenen Deckenbalken ins Jahr 1313 datiert werden. Wahrscheinlich waren Vorderhaus und Hinterhaus durch einen offenen Innenhof voneinander getrennt. Um 1617 wurde das Haus unter Johann II. von Roll (1573–1643, Abb. 11) durch den Anbau des südöstlichen Seitenflügels erweitert. Das Dach schliesst im Osten mit einem Krüppelwalm. Im darauf folgenden Jahr 1618 musste das Dach über dem Spiegelberghaus angepasst werden. Um 1680 errichtete Johann Philipp von Roll (1630–1685) im alten Innenhofbereich einen dreigeschossigen Neubau. Dieser enthält im ersten Obergeschoss ein grosses Foyer mit Treppenanlagen und eine umlaufende Galerie mit Balustrade, die im 2. Obergeschoss einen imposanten Festsaal mit reich bemalter Täferdecke erschliesst. Um 1694/96 wurde der Gebäudekomplex unter Johann Friedrich von Roll (1659–1723, Abb. 12) durch den



Abb. 11 Johann von Roll (1573–1643) liess 1617 den Südostflügel errichten.



Abb. 12 Johann Friedrich von Roll (1659–1723) liess 1694/95 den Nordostflügel an der Stelle einer älteren Holzgalerie errichten.



Abb. 13 Urs Victor Joseph von Roll (1711–1786) liess das Haus in spätbarocker Zeit durchgreifend modernisieren.

Anbau des dreigeschossigen Nordostflügels erweitert und so zur Dreiflügelanlage ergänzt. Eine Notiz im Ratsmanual vom 8. November 1694 berichtet davon, dass sich an dieser Stelle zuvor eine hölzerne Galerie befunden habe, die einen etwas anderen Verlauf aufwies als die heutige Gassenfassade. Der Ziergarten östlich des Hauses, im Norden und im Osten mit einer hohen Bruchsteinmauer umfasst, entstand wahrscheinlich

gleichzeitig mit dem Nordostflügel oder nur wenig später. Die steinerne Einfassung des vornehm wirkenden Gartenportals wurde an der Stelle eines älteren Vorgängers errichtet, als im späten 18. Jahrhundert bei einem Umbau, wohl unter Urs Viktor Joseph von Roll (1711–1786, Abb. 13), im 1. Obergeschoss des ältesten Gebäudeteils südseitig alle Zimmer klassizistisch umgestaltet wurden.

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellenachweis

Im Staatsarchiv Solothurn: Allerhand Copeyen (AC), Band 15, Seiten 196, 200; Band 22, Seite 311; Band 34, Seiten 1 ff. und 59 f.; Ratsmanual (RM) 181/1677/243 vom 24. Mai 1677; RM 183/1679/186 vom 5. Mai 1679; RM 198/1694, 740 vom 22. Oktober 1694 und 802 vom 8. November 1694; RM 200/1696/299 vom 29. März 1696; Inventare und Teilungen (IT), 1719–1721, Band 26, Nr. 9 vom 1. Mai 1719; Hypothekenbuch Solothurn, GB alt 354, neu 492. Im Archiv der Kantonalen Denkmalpflege Solothurn: Bericht Dendrolabor H. und K. Egger, Boll BE, vom 15. August 2000, Proben 799 so-818 so.

Solothurn, Klosterkirche St. Joseph

Fast vierzig Jahre nach dem Abbruch des alten St.-Josephs-Klosters erfolgte 2001 eine Umnutzung der alten Kirche, verbunden mit Sanierungs- und Umbauarbeiten im Innern (Abb. 1–3). Vor dem Einbau eines neuen isolierten Betonbodens erfolgten Sondierungen, weil aufgrund früherer Funde ein grösserer Komplex von Ofenkacheln zu erwarten war, der in der bauzeitlichen Bodenplanie von 1646 lag (Abb. 4, 5, vgl. auch ADSO 2/1997, S. 106–110). Zudem sind bei der Demontage des Kanzelkorbes an der Nordwand Reste einer ebenfalls bauzeitlichen Dekorationsmalerei zum Vorschein gekommen und zu Dokumentationszwecken freigelegt worden.

Ein interessanter Komplex von Ofenkacheln

Die Kacheln wurden aus der Planie geborgen, weil vor der Erstellung des neuen Betonbodens eine maschinelle Verdichtung des Untergrundes vorgesehen war. Dabei wären die Kacheln zerstört worden. Die grössten- teils reich reliefierten Kacheln stammen von



Abb. 1 Solothurn, Klosterkirche St. Joseph, vor der Ausräumung, 1964...



Abb. 2 ...während der Nutzung als Atelier von Schang Hutter, 1980...



Abb. 3 ...und nach dem Umbau zur Kunstgalerie, 2001.

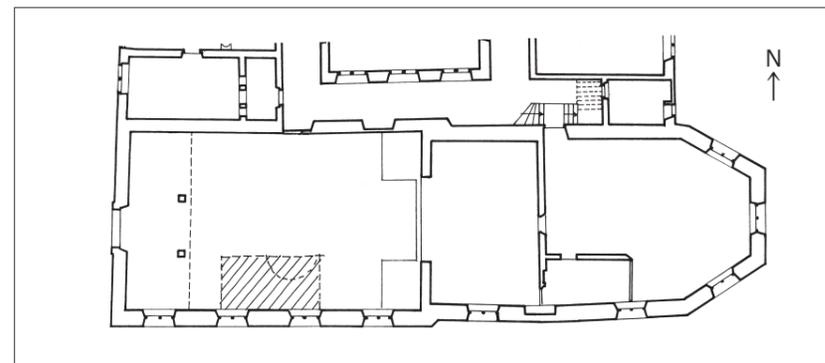


Abb. 4 Grundriss der alten Klosterkirche St. Joseph. Schraffiert = Sondierung von 2001 im südlichen Bankfeld des Schiffs.

mehreren grün glasierten Öfen. Anhand von Vergleichsbeispielen können sie in den Zeitraum der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis ins frühe 17. Jahrhundert datiert werden. Die am reichsten gestalteten *Füllkacheln* bestehen aus einer Serie mit Darstellungen der Tugenden (Abb. 6 a, b). Die plastisch reliefierten Dreiviertelfiguren stehen in reicher Kleidung unter einem Rundbogen, der mit einem Mäanderdekor belegt ist und seitlich von Hermpilastern gestützt wird. Das Bildfeld wird unten durch ein Fries abgeschlossen, das Beschlägwerk um eine zentrale Löwen(?)-Fratze zeigt. Dieses niedrige, nur 5,5 Zentimeter hohe Fries ist als einziges Element der Kachel polychrom in den Farben Ocker, Grün und Weiss behandelt. Der Reliefabdruck wirkt verwischt, das bedeutet, dass die zur Produktion verwendeten Model bereits stark abgenutzt waren. Die Kacheln sind radial gebogen, stammen also entweder vom vorderen Abschluss eines Ofenkörpers mit gerundeter Hauptfront oder von einem Turmaufsatz. Die Tuben sind nur mit einem etwa 3–4 Zentimeter starken Lehmatsatz abisoliert und verzüngen sich nach hinten stark. Es kann sich um ein einheimisches Produkt handeln, denn Fragmente von Modellen zu solchen Kacheln sind 1985 in einer Brandmauer im Haus Bernstorstrasse 6 in Solothurn zum Vorschein gekommen (vgl. Publikation in «Jurablätter», Heft 4/5, 1993, Seiten 66–68). Eine zweite Serie von *Füllkacheln* (Abb. 6 c–k) zeigt in einem leicht hochrechteckigen Feld Darstellungen weiblicher Figuren, die vor einem stilisierten architektonischen Hintergrund verschiedene Musikinstrumente spielen. Es handelt sich um einen Zyklus der neun Musen. Das Rahmenwerk besteht aus einer karniesförmigen Leiste und einer Einlage in Form einer Kombination von Roll- und Beschlägwerk, die mit Blattwerk und Fratzen belegt ist. Am rechten untern Bildrand besitzen diese Kacheln römische Ziffern, mit denen die Bildmotive durchnummeriert sind. Die Bildmotive zeigen meistens scharfe schnittige Formen, die den Rückschluss erlauben, dass das verwendete Model noch relativ frisch war. Die hellgrüne Glasur, über einem weissen Engobengrund aufgetragen, wirkt gleichmässig verteilt und ist nur in den tieferen Teilen des Reliefs etwas stärker aufgetragen, was die Plastizität der Darstellung erhöht. Die Kacheln dieser Serie sind sowohl radial gebogen als auch in gerader Form erhalten. Sie gehören am ehesten zu einem Ofen mit einseitigem, halbrundem Frontabschluss. Unter den *Füllkacheln* gibt es aber auch ornamentierte Reliefkacheln ohne figürliche Elemente. Sie sind quadratisch und mit reichen Damastmustern belegt (Abb. 6, w, x). Ihr Bogenradius entspricht recht genau jenem der

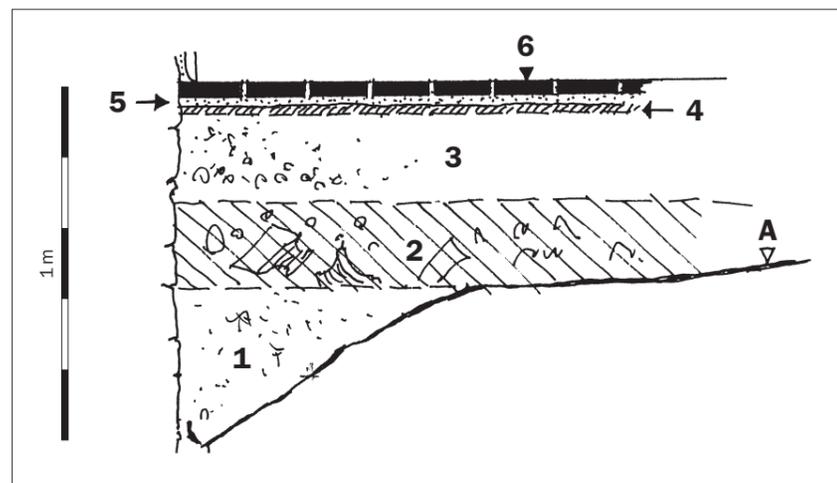


Abb. 5 Schichtenaufbau im Bereich des südlichen Längsganges: **A** ältere Kulturschicht. **1** Fundamentgrube zur Südfassade der Kirche, in A eingetieft. **2** Grobplanie aus Abbruchschutt 15–22 cm stark, liegt auf A, stösst an Fundament Südfassade. In dieser Planie kamen die Ofenkacheln zum Vorschein. **3** Feinplanie aus Kies, Humus und Sand, 20–25 cm stark, fundleer. **4** Sandbett, 2 cm stark, ausgeglättete Unterlage zu 5. **5** Mörtelbett, 3 cm stark, zu den Tonplatten. **6** Tonplattenboden, Format 4,5 × 17,5 × 17,5 cm, aus der Bauzeit der Kirche.

Serie mit den musizierenden Frauenfiguren. Auch der Farbton und die Art des Glasurauftrags sind sich sehr ähnlich.

Friesskacheln sind 3 verschiedene Typen vorhanden: die reichste Variante (Abb. 6 l) zeigt im Zentrum eine bärtige Fratze, die in ein Beschlagwerkdekor eingelegt ist, der seinerseits symmetrisch platzierte Voluten überlagert, aus denen sich auf der einen Seite ein männlicher und auf der andern ein weiblicher beflügelter Putto entwickelt. Die 22 Zentimeter breite und 10 Zentimeter hohe Kachel ist oben und unten von schmalen Leisten mit abgesetztem Viertelrundstabprofil begleitet. Das Relief weist schnittige klare Formen auf, das Vorlagemodell war also zum Zeitpunkt der Kachelherstellung noch wenig gebraucht. Die Leisten hingegen zeigen derbe und verwischte Formen. Der Radius dieser gebogenen Friesskachel stimmt mit denjenigen der ganz oben beschriebenen Füllkacheln mit den Tugend-Darstellungen überein.



Abb. 6a Ofenkachel mit Tugend-Darstellung der Justitia (Gerechtigkeit).

Abb. 6b Ofenkachel mit Tugend-Darstellung der Charitas (Barmherzigkeit).

10 cm



Abb. 6c Ofenkachel mit Sujet VIII, Posaunen spielende Muse.



Abb. 6d Ofenkachel mit Sujet V, Querflöte spielende Muse.

10 cm

Der zweite Friesskacheltyp (Abb. 6 m) ist wesentlich kleiner, nämlich nur 17,5 Zentimeter breit und 8,5 Zentimeter hoch. Auch hier beginnt das spiegelbildlich gegliederte Dekormotiv in einer bärtigen Fratze in Zentrum. Seitlich davon entwickeln sich liegende s-förmige Voluten, auf denen sich ein Putto räkelt. Auch diese Kachel ist oben und unten von schmalen Leisten begrenzt, die je aus einem abgesetzten Viertelrundstab bestehen. Das Relief wirkt verwischt und zeugt von einem bereits stark abgenutzten Modell. Der Radius dieser ebenfalls gebogenen Friesskachel ist identisch mit der oben beschriebenen.

Der dritte Typ von Friesskacheln (Abb. 6 u) ist polychrom gestaltet und zeigt ausser den Leisten keinen Reliefschmuck. Das Bildfeld der 17 Zentimeter breiten und 9,5 Zentimeter hohen Kachel ist mit einer braunroten Maserierung auf honiggelbem Untergrund belegt. Die Maserierung ist nicht aufgemalt, sondern sie entstand durch die Vermengung von zwei verschiedenen Tonsorten, einer hellroten, wie sie auch für die übrigen Teile der Kachel verwendet wurde, und einer im Brand weiss erscheinenden, der an Engoben erinnert. Die mit einem feinen und schnittig wirkenden Karnies profilierten Leisten sind hellgrün glasiert. Der Radius entspricht den oben beschriebenen.

Gesimskacheln sind in fünf verschiedenen Varianten vorhanden.

Drei Typen sind für Kranzgesimse und zwei für Sockelgesimse bestimmt. Der reichste Typ (Abb. 6 q) zeigt eine karniesförmige Ausladung mit reichem Blattwerk über einem Fries aus eng gesetzten Konsolen. Die einfarbig grün glasierte Kachel rechnet mit dem gleichen Radius wie die Kacheln mit den Tugend-Darstellungen. Wesentlich einfacher ist der zweite Typ (Abb. 6 r) beschaffen, der lediglich eine markante Ausladung in Form einer Hohlkehle besitzt, die vorne mit einem abgesetzten Viertelrundstab und einer niedrigen Platte schliesst. Auch er ist grün glasiert und weist denselben Radius auf wie 6 q. Der Typ kann sowohl als Sockel- als auch als Kranzgesims eingesetzt werden. Der dritte Typ besteht aus geraden Gesimskacheln mit geringer karniesförmiger Ausladung mit Blattdekor über einem nur schwach ausgebildeten Konsolenfries (Abb. 6 s).

Sockelgesimskacheln kommen in zwei Typen vor. Im einen Fall handelt es sich um eine Profilkachel mit glatter Oberfläche (Abb. 6 t). Das Profil setzt sich aus einem Karnies und einem abgesetzten Viertelrundstab zusammen. Die Kachel ist grün glasiert und weist einen Radius auf, der etwas enger ist als jener der Füllkacheln mit den Tugend-Darstellungen. Im andern Fall handelt es sich um eine weit verbreitete Kachel, die vor einem mit Kannelluren versehenen Hintergrund und auf



Abb. 6e Ofenkachel mit Sujet III, Laute spielende Muse (Thaleia).



Abb. 6f Ofenkachelfragmente mit Sujet VI, Orgel spielende Muse (Genesis).



10 cm



Abb. 6g Ofenkachelfragmente mit Sujet IX, Flöte spielende Muse (Euterpe).



Abb. 6h Ofenkachelfragmente mit Leier spielender Muse (Erato).



10 cm

einem Mäanderfries liegend Greif- und Löwendarstellungen zeigt (Abb. 6 v). Die grün glasierten Kacheln weisen denselben Radius auf wie die Kacheln mit den Tugend-Darstellungen.

Drei Typen von *Bekrönungskacheln* lassen schliesslich die ganze Herrlichkeit der Öfen erahnen: ein grösseres Fragment (Abb. 6 o) zeigt einen geflügelten Puttokopf, umgeben von s-förmig geschwungenen Voluten, die sich mit Beschlagwerk kreuzen und mit tippigen floralen Motiven bereichert sind. Die Kachel, die auf der Rückseite einen kurzen Tubus zur Verstärkung des Blatts besitzt, war 27 Zentimeter breit und misst 18 Zentimeter in der Höhe. Die fein reliefierten Motive treten scharfschnittig in Erscheinung. Kacheln des gleichen Typs ergeben aneinandergereiht ein fortlaufendes Muster. Zwei kleinere Bruchstücke belegen, dass dieser Kacheltyp auch mit einer anderen

rückseitigen Ausformung produziert wurde, denn hier findet sich an der Stelle eines Tubus lediglich ein langer Dorn aus Ton, mit dem das Blatt im Ofenkörper verankert werden konnte. Eine einzelne Kachel zeigt eine stehende weibliche Engelsfigur, die sich mit ihrer linken Hand auf ein Wappenschild stützt (Abb. 6 p). Die Kleidertracht entspricht der Mode um 1550/60. Auch diese Kachel besitzt rückseitig einen kurzen engen Tubus als Verstärkung. Zu einer weiteren Gattung gehört der Typ der «Schürzenkacheln» (Abb. 6 n). Es handelt sich dabei um dünne Blätter, die oben mit einer rückseitig angebrachten dreieckigen Bundplatte versehen sind. Im vorliegenden Fall sind sie mit einem geflügelten Puttkopf im Zentrum geziert, der auf den Enden von symmetrisch nach beiden Seiten abgehenden s-förmigen Voluten sitzt. Die Volutenbänder sind kanneliert oder wollen ein Wellband-

muster andeuten. Sie enden in Drachenköpfen, aus deren Mund sich ein Blatt entwickelt. Das Relief wirkt verschwommen. Die «Schürzenkacheln» wurden über Kranzgesimskacheln «gehängt» und bildeten die Auflage für die Bekrönungskacheln. Normalerweise sind die einzelnen Kacheltypen durch *Gürtchen* voneinander getrennt. Dies war auch hier der Fall. Erhalten sind Fragmente und einzelne ganze Stücke von Halbrundstäben mit rückseitig angefügter Bundplatte. Die Stäbe sind einfarbig grün glasiert und weisen in regelmässigen Abständen diagonale Kerben auf, die eine spirale Wirkung ergeben. Schliesslich sind zahlreiche Fragmente von getöpterten *Ofenfüssen* gefunden worden. Einige Scherben liessen sich zu grösseren Fragmenten zusammensetzen, die eine Ahnung von den Formen ergeben (Abb. 6 z).

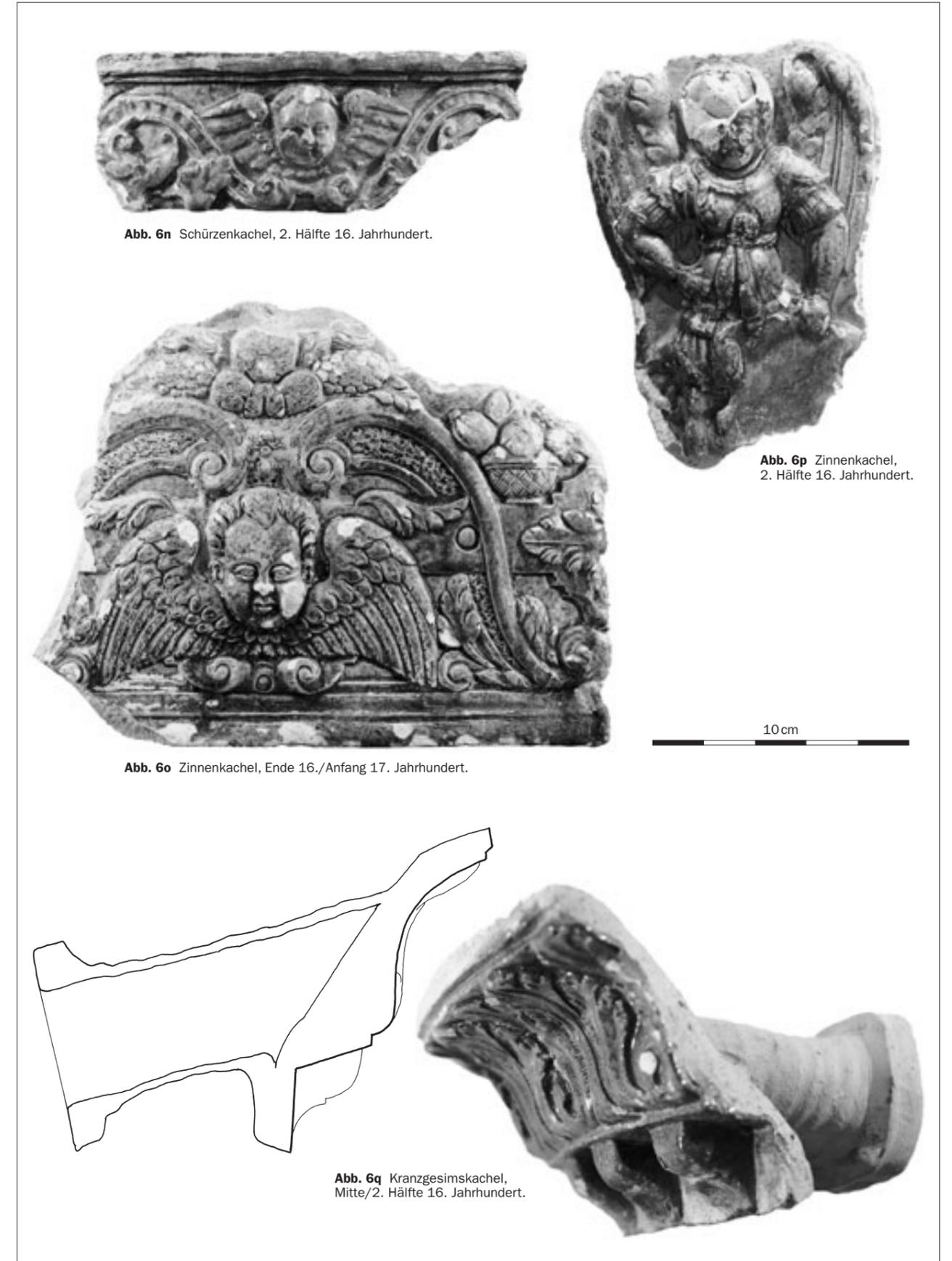




Abb. 6r Gesimskachel für Kranz oder Sockel, Mitte/2. Hälfte 16. Jahrhundert.

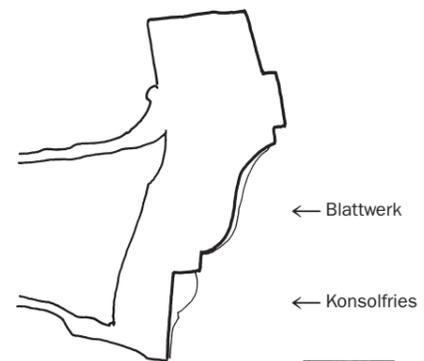


Abb. 6s Kranzgesimskachel, Mitte/2. Hälfte 16. Jahrhundert.

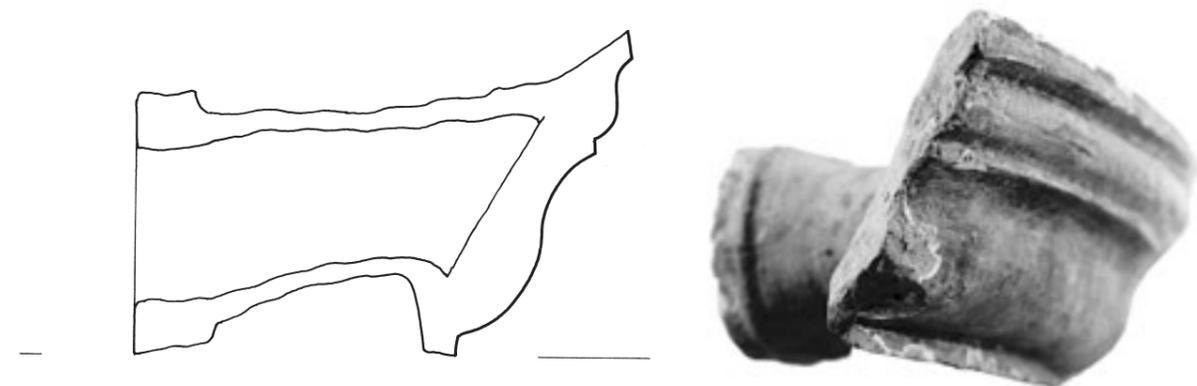


Abb. 6t Gesimskachel für Kranz oder Sockel, Mitte/2. Hälfte 16. Jahrhundert.

10 cm

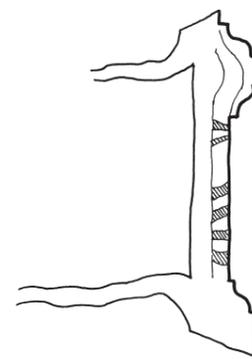


Abb. 6u Frieskachel, Mitte/2. Hälfte 16. Jahrhundert.

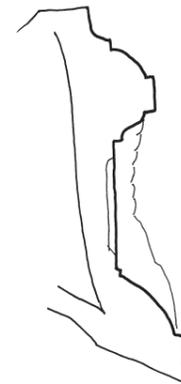
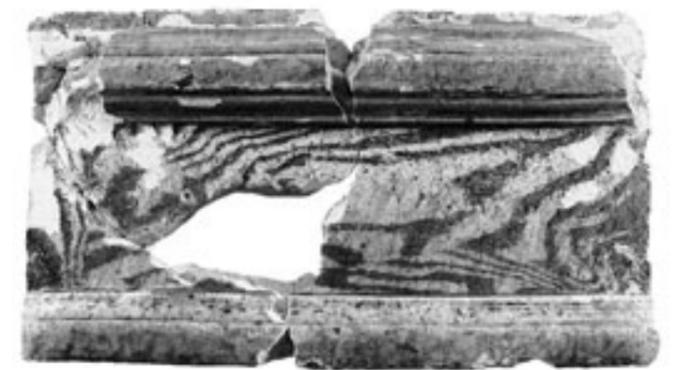


Abb. 6v Sockelgesimskachel, Mitte/2. Hälfte 16. Jahrhundert.



Abb. 6w Füllkachel, Mitte/2. Hälfte 16. Jahrhundert.



Abb. 6x Füllkachel, Mitte/2. Hälfte 16. Jahrhundert.

10 cm



Die Ofenkachelfunde aus der Bodenplanie im Schiff der 1645–49 neu erbauten Klosterkirche St. Joseph in Solothurn stellen einen wichtigen Komplex dar, der einen Einblick in die Produktion einheimischer Hafnerwerkstätten erlaubt.

Durch den Fundort bestimmt, können die Kacheln alle in die Zeit vor dem Bau der Klosterkirche, also vor 1645–49 datiert werden. Stilistisch und anhand von zahlreichen Vergleichsbeispielen können die Kacheln grob in zwei Gruppen eingeteilt werden. Die ältere stammt aus der Mitte oder aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die jüngere ist in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zu datieren.

Illusionistisch gemalter Kanzelhintergrund

Wegen der neuen Zweckbestimmung der Kirche als Kunstgalerie musste die Kanzel an der Nordwand demontiert werden (Abb. 7). Dabei kamen unter jüngeren Wandstrichen Reste einer aufwändigen Dekorationsmalerei zum Vorschein (Abb. 8). Bevor sie mit einer neuen Wandverschalung überdeckt wurden, erfolgte eine weitgehende Freilegung sowie



Abb. 7 Die Kanzel, erstellt zwischen 1737 und 1747, wohl aus Anlass des Zweihundert-Jahr-Jubiläums seit dem Klosterbau, Zustand 1964. Farbiger Stuckmarmor über einem hölzernen Kern.

eine zeichnerische und fotografische Dokumentation. Die künstlerisch sehr qualitätvolle Malerei imitiert einen reich gegliederten Kanzelsockel in der Form einer mehrfach abgestuften und reich profilierten Konsole und einem nischenförmigen, von Architekturteilen und floralen Dekormotiven begleiteten Hintergrund.

Markus Hochstrasser

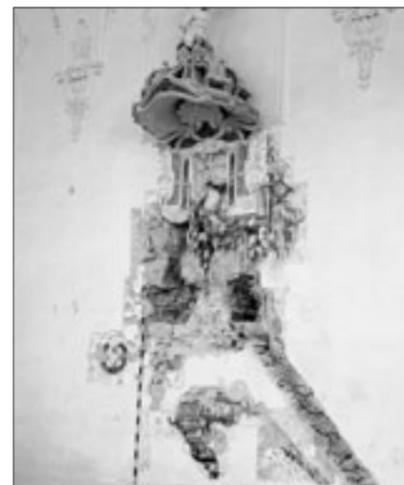


Abb. 8 Siehe Farbteil Seite 132.

Solothurn, Klosterplatz 7

Das auffallend kleine Haus in der nördlichen Zeile am Klosterplatz ist 2000/2001 gründlich umgebaut und renoviert worden (Abb. 1, 2). Das ehemalige Wohnhaus wurde dabei in ein privates Literaturkabinett umfunktioniert. Ei-



Abb. 2 Fassade nach der Renovation. Die rekonstruktive Rückführung in einen älteren Zustand ist nur beim Fenster im ersten Obergeschoss wirklich geglückt.



Abb. 1 Solothurn, Klosterplatz 7, Fassade vor der Renovation. Mit Ausnahme des um 1900 erstellten Schaufensters präsentiert sich das Haus noch in der gleichen Erscheinung wie auf dem Stadtprospekt von 1833 (Abb. 20).

ne erste Analyse der Bausubstanz erfolgte bereits 1995 im Zusammenhang mit einem geplanten Umbau, der dann aber nicht ausgeführt wurde. Nach einer Handänderung wurde ein neues Projekt ausgearbeitet, das die Resultate der Bauanalyse berücksichtigte.

Baugeschichte

Die komplizierte Baugeschichte konnte durch zahlreiche Beobachtungen an der Bausubstanz und durch eine Reihe von dendrochronologisch untersuchten Holzproben entschlüsselt werden. Sie lässt sich wie folgt schildern:

Phase I, um 1450: (Abb. 11). Das Haus enthält im Kern heute noch spätmittelalterliche Bausubstanz, die in die Mitte des 15. Jahrhunderts zurückreicht. In der Stube im ersten Obergeschoss sind die profilierten Auflagerbalken einer ehemaligen Bohllendecke erhalten (Abb. 3). Im Estrich konnte an der west-

lichen Brandmauer das Negativ eines zum gleichen Bau gehörenden, nach Süden abfallenden flach geneigten Pultdachs abgelesen werden. Die Lage des Firstes korrespondiert mit der nur durch Negativspuren fassbaren Lage der einstigen Hoffassade (Abb. 4). Das Areal der heutigen Liegenschaft war also anfänglich nur im Südteil bebaut und rückseitig mit einem kleinen Hinterhof versehen.

Phase II, um 1467: (Abb. 12). Auf der westlich anstossenden Nachbarsparzelle (heutiges Haus Klosterplatz 5) wurde um 1467 ein grosser, dreigeschossiger Bau neu erstellt. Von ihm ist bis heute die östliche Giebelwand erhalten, in der ein Binderelement des stehenden Dachstuhls abgelesen werden kann (Abb. 5).

Phase III, um 1470: (Abb. 13). Wenige Jahre später erreichte das Haus Nr. 7 seine heutige Grundrissaussdehnung durch die Überbauung des Hinterhofes (Abb. 4). Erhalten ist davon

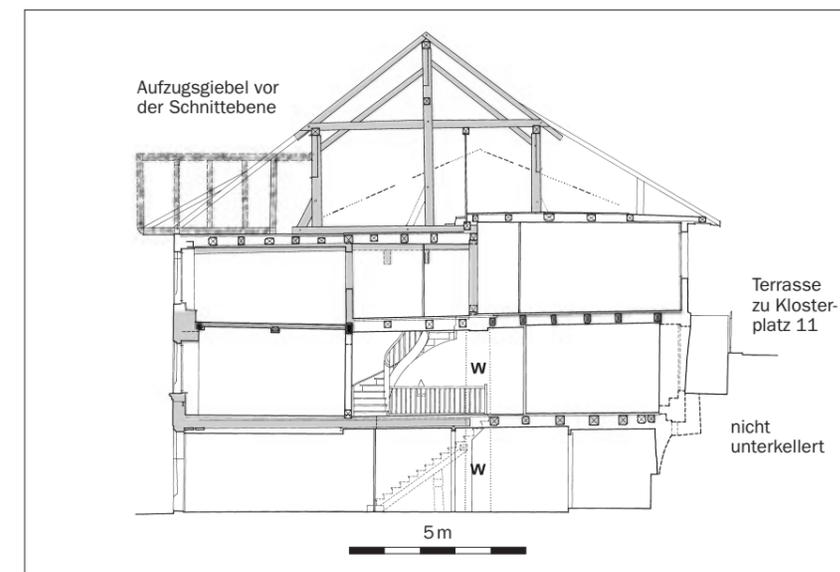
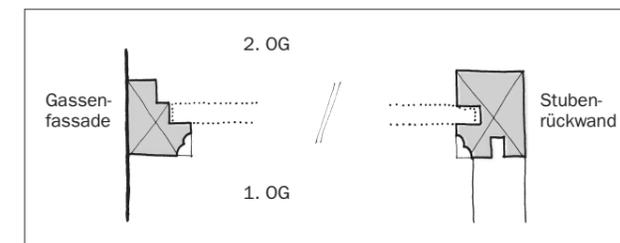


Abb. 4 Querschnitt, Blick nach Westen, mit Bauphasen. Schwarz = Überreste Bauphase I, dazu gehört auch die punktiert eingezeichnete ehemalige Fassadenmauer W, von der nur Negative erhalten waren. Dunkelgrau = Bauphase III, Balkendecke, dendrochronologisch in die Zeit um 1470 datiert. Spätestens zu diesem Zeitpunkt ist der ehemalige Hof hinter dem Haus überbaut worden. Hellgrau = Bauphase IV, Der neue Dachstuhl, verbunden mit einer Aufstockung, erfolgte um 1505/10. Kurze Zeit später, um 1520, wurden die Decken über dem Erdgeschoss Nord und über der Stube im Obergeschoss erneuert. Schraffiert = Die dendrochronologisch untersuchten Bauhölzer des Aufzugsgiebels datieren diese Erneuerungsphase in die Zeit um 1815/20.

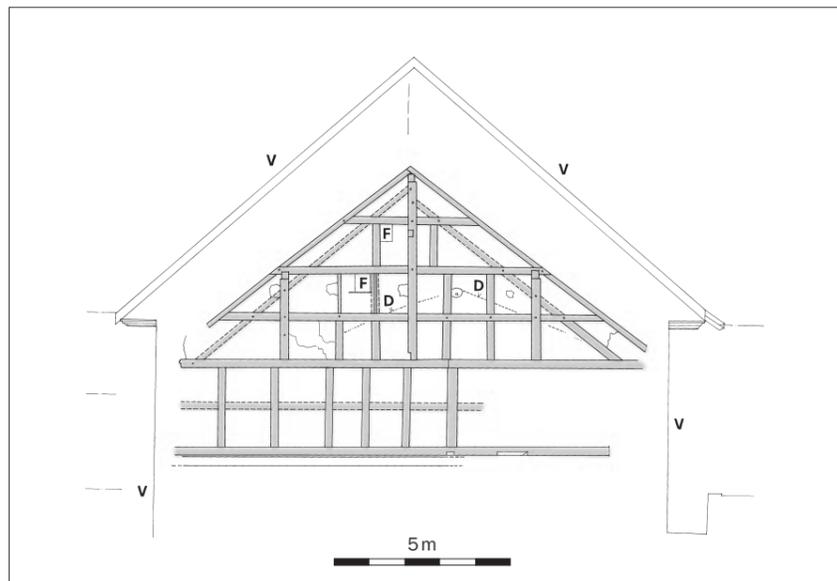


Abb. 5 Ansicht Brandmauer West. Hellgrau gerastert Ständerkonstruktion Nachbarhaus Klosterplatz 5, dendrochronologisch in die Zeit um 1467 datiert. **F** Fensteröffnungen. **D** Negativabdruck älteres Dach Klosterplatz 7. **V** Volumen des heutigen Hauses Klosterplatz 5, um 1830 neu errichtet.

noch die Deckenbalkenlage über dem ersten Obergeschoss und an der westlichen Brandmauer das Negativ der flach geneigten nach Norden abfallenden Dachergänzung (Abb. 6). Das Haus wies in dieser Phase ein asymmetrisches Satteldach auf.

Phase IV, um 1505/10: (Abb. 14). Eine Generation später erfolgte eine durchgreifende Erneuerung, und es entstand die heute noch existierende Dachkonstruktion. Über dem Erdgeschoss wurde gleichzeitig im Südteil eine neue Balkenlage eingezogen. Sie benützte im Norden die alte Hoffassadenmauer der Phase I als Auflager. Die Stube im ersten Obergeschoss erhielt eine neue Bohlendecke aus Fichten-

holzladen. Als Auflager dienten im Norden und im Süden die älteren Balken der Phase I (Abb. 3, 4). Zusätzlich erhielt die neue Decke eine Verstärkung mit einem mittleren Unterzug. Die an den Stossstellen überfälzten, nur 5 Zentimeter starken Bohlen waren glatt gehobelt und mit einem Kammstrichmuster dekoriert. Wahrscheinlich gehört in diese Bauphase auch das vierteilige Stubenfenster mit den nur 50 Zentimeter breiten Lichtern, dessen Gewände aus grob scharrierten Sandsteinwerkstücken gefügt sind (Abb. 7).

Phase V, um 1520/30: (Abb. 15). Über dem Erdgeschoss wurde nun auch im Nordteil eine neue Balkendecke eingezogen. Sie be-

rücksichtigte im Süden die alte Hoffassadenmauer der Phase I (Abb. 4). Etwas später, wahrscheinlich um 1550, war die Platzfassade nach Süden im zweiten Obergeschoss erneuert worden. Hier entstand anstelle einer vorkragenden Holzkonstruktion eine gemauerte Fassade mit einem Dreierfenster.

17./18. Jahrhundert: Auch in den folgenden Jahrhunderten kam es immer wieder zu kleineren Umbauten und Veränderungen. Diese sind im Einzelnen aber nicht von Bedeutung, da sie mit keinen wesentlichen Eingriffen in die Bausubstanz verbunden waren.

Phase VI, um 1815/20: (Abb. 16). Wie etliche andere Häuser am Klosterplatz wurde auch dieses Gebäude klassizistisch umgestaltet. An der Stelle eines älteren, wahrscheinlich spitzgiebligen Aufzugsgiebels entstand die heutige Lukarne in der gleichen Form wie auf den Nachbarhäusern Klosterplatz 1, 3 und 5. Gleichzeitig erhielt die Stube im zweiten Obergeschoss einen neuen Sitzofen aus meergrünen Kacheln (Abb. 8).



Abb. 8 Sitzofen im 2. OG, um 1820 neu erstellt.



Abb. 6 Ausschnitt Brandmauer West, Nordhälfte mit Dachnegativ zur Bauphase III.



Abb. 7 Reihenfenster im ersten Obergeschoss, Zustand nach der Rekonstruktion.

Resultate der Fassadenuntersuchung

2000/2001 wurde auch die Südfassade restauriert. Dabei wurde der Zementverputz in den Obergeschossen entfernt, was kurzzeitig Einblicke in die Grundsubstanz möglich machte (Abb. 9). Die Fenstergruppen mit den gekehlten Gewänden im ersten und im zweiten Obergeschoss stammen nicht aus der gleichen Zeit. Älter ist diejenige im ersten Obergeschoss. Ihre ursprüngliche Einteilung in vier Lichter ist anhand deutlicher Befunde 2001 rekonstruiert worden. Original sind heute noch die Seitengewände und der Sturz. Die Mittelpfosten wurden nach den alten Vorlagen neu aus Sandstein angefertigt (Abb. 7). Die jünge-

re dreiteilige Fenstergruppe im zweiten Obergeschoss ist 2001 sämtlicher originaler Teile beraubt worden. Hier existiert heute eine dreiteilige Gruppe aus Sandstein als vollständige Neukonstruktion. Sie ersetzt eine dreiteilige Gruppe, die als ältestes Element seitliche Gewände aus Kalkstein besass, an denen eine alte Fensterhöhe von lediglich 127 Zentimetern ablesbar war. Die Mittelpfosten und der Sturz waren im 19. Jahrhundert ersetzt worden, als die Fenster um nahezu 20 Zentimeter erhöht wurden. Das Fassadenmauerwerk ist im zweiten Obergeschoss jünger als jenes im ersten. Es ersetzt eine Ständerwand, die ursprünglich gegenüber EG/1. OG etwas vorkragte. Deut-

lich liessen sich die sekundär beschnittenen Schwellen der östlichen Brandmauer erkennen, die heute auf der Fassadenflucht enden. Das Fassadenmauerwerk im ersten Obergeschoss stösst im Westen stumpf an die Südostecke des Nachbarhauses an und schliesst im Osten mit einem sauberen Eckverband aus grob zurechtgehauenen Kalksteinquadern. Konkret lässt sich der Befund so deuten, dass das heutige Haus seinerzeit an ein im Westen bereits bestehendes Gebäude angefügt wurde und dann eine Zeitlang den Kopfbau der Häuserzeile bildete, die demnach vom Eckhaus Klosterplatz 1 aus kontinuierlich nach Osten gewachsen ist (Abb. 10).

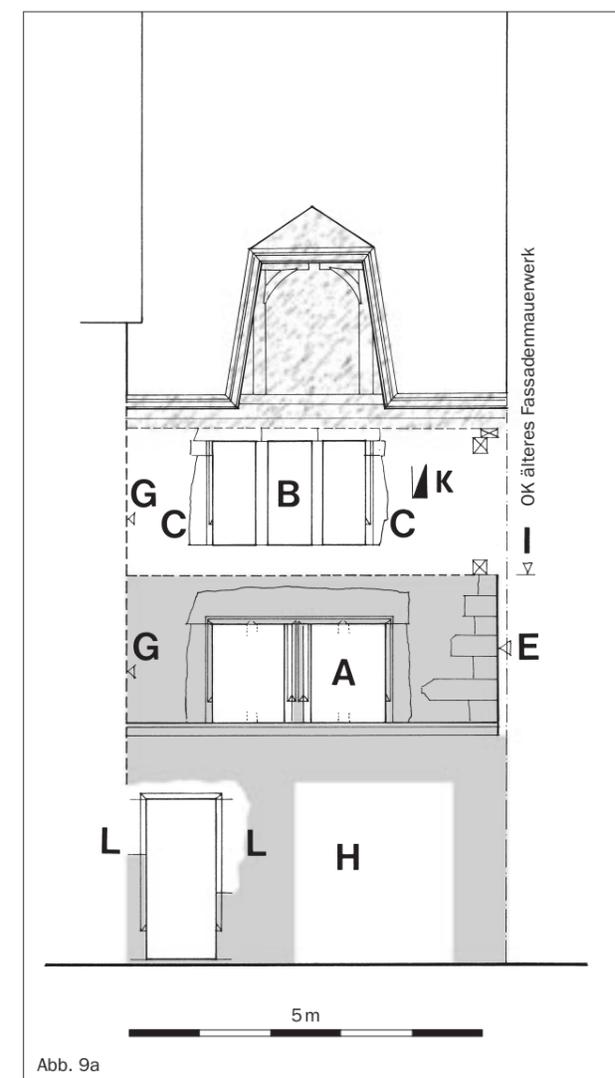


Abb. 9a

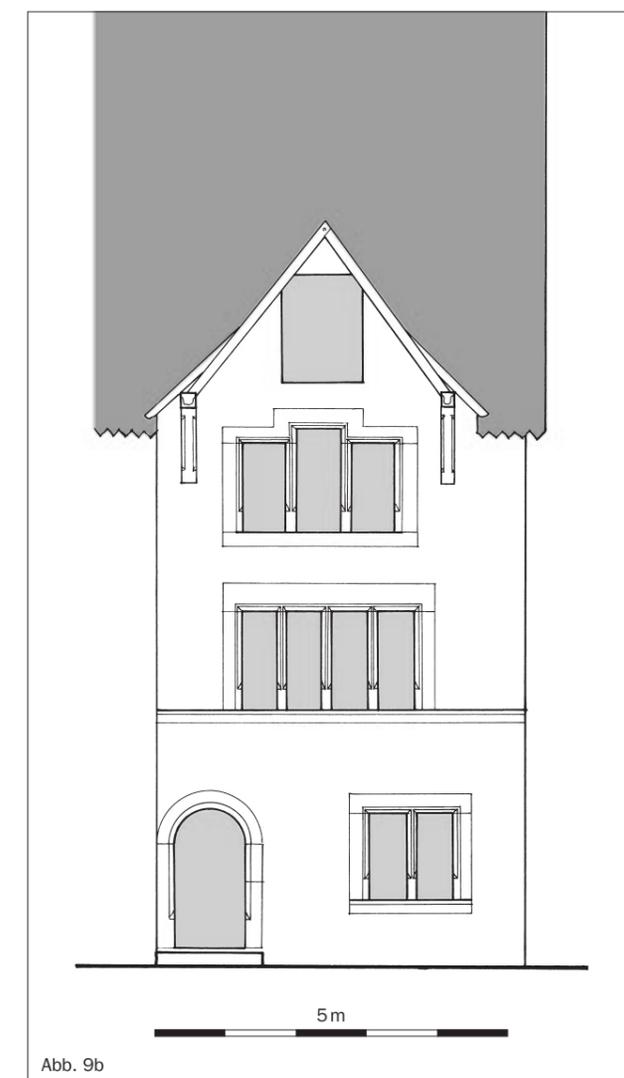


Abb. 9b

Abb. 9a

Fassade, Befundaufnahme mit Bauphasen. Hellgrau = Bauphase IV um 1510/20 mit ursprünglich rundbogiger Haustür im Erdgeschoss (L) und später verändertem vierteiligem Reihenfenster auf einem durchlaufenden Simsband im ersten Obergeschoss (A). Das Haus schliesst rechts (im Osten) mit einer sauber ausgebildeten Ecke aus Quadern ab (E), es stösst links (im Westen) an einen älteren Bau an (G). Weiss = Bauphase Mitte 16. Jahrhundert. Die ursprünglich vor die Fassadenflucht der unteren Geschosse vorkragende Fachwerkwand im zweiten Obergeschoss wurde um 1550 durch eine gemauerte Fassade ersetzt, in der ein dreiteiliges Staffelfenster sass (B). Im Jahre 2001 waren von diesem Fenster an originalen Teilen nur noch die Seitengewände in situ erhalten (C). Das keilförmig ins Mauerwerk laufende Negativ eines Holzbalkens (K) stammt von einer Stützstrebe, die einen älteren Vorgänger des heutigen Aufzugsgiebels abstützte. Schraffiert = um 1815/20 erneuertes Aufzugsgiebel.

Abb. 9b Fassade, Rekonstruktion Zustand Mitte 16. Jahrhundert. Das stilistisch ältere Fenster im ersten Obergeschoss zeichnet sich mit seinen schmalen Öffnungen ab.

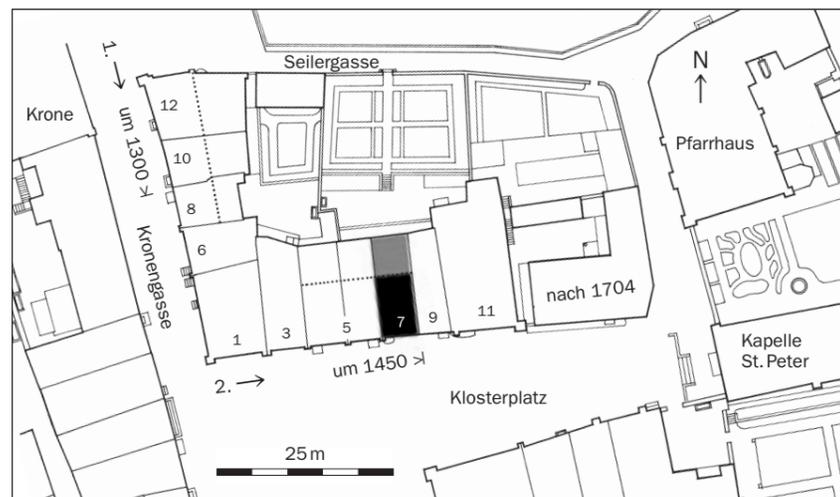


Abb. 10 Situationsplan der Häuserzeile Klosterplatz 1 bis 15, gezeichnet nach dem Katasterplan von 1867/70, mit heutigen Hausnummern und Gassenbezeichnungen. Schwarz = Bauphase I, mittelalterlicher Kernbau des Hauses Nr. 7. Dunkelgrau = Bauphase III, Erweiterung von ca. 1470. Die Pfeile signalisieren die Wachstumsrichtung der Häuserzeile als Querarm zur östlichen Zeile an der Kronengasse. Punktirt = ältere Front der Hausrückfassaden.

Die bildlichen Darstellungen der Häuserzeile

Die Häuserzeile, in die das Haus Klosterplatz 7 integriert ist, findet sich auf verschiedenen historischen Darstellungen abgebildet. Auf dem Stadtprospekt von 1546 (Abb. 17) sind die Häuser noch als niedrige zwei- bis dreigeschossige Bauten mit Pult- oder Satteldächern zu erkennen. Sie wurden möglicherweise kurze Zeit später zum grösseren Teil aufgestockt und gründlich umge-

baut, jedenfalls berichten etliche schriftliche Quellen aus dem Zeitraum um 1550 von grösseren baulichen Investitionen an Chorherrenhäusern. Der 1653 datierte Prospekt (Abb. 18) zeigt die Häuserzeile etwas schematisiert als eine Abfolge von sehr ähnlichen dreigeschossigen Bauten. Detaillierter und bestimmt auch verlässlicher sind die Häuser in einem 1826/27 datierten Skizzenbuch wiedergegeben (Abb. 19). Das Buch enthält die Vorzeichnungen zum 1833 datierten

Stadtprospekt von Johann Baptist Altermatt, auf dem die Häuser bereits wieder in einem veränderten Zustand dargestellt sind (Abb. 20). In groben Zügen stimmen die historischen bildlichen Darstellungen mit den Befunden der Bauuntersuchung überein. Architektonische Details können im vorliegenden Fall aus den Prospekten des 16. und des 17. Jahrhunderts wegen der Kleinheit der Darstellungen allerdings nicht gelesen werden.

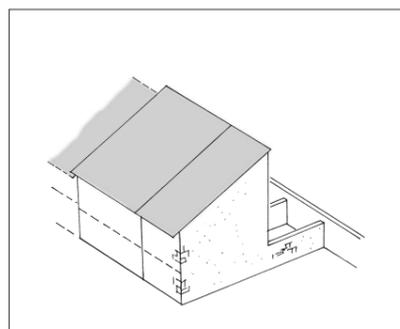


Abb. 11 Isometrie Phase I, Zustand um 1450. Blick von Südosten an die mit Pultdächern gedeckten zweigeschossigen Häuser Nr. 5 und 7.

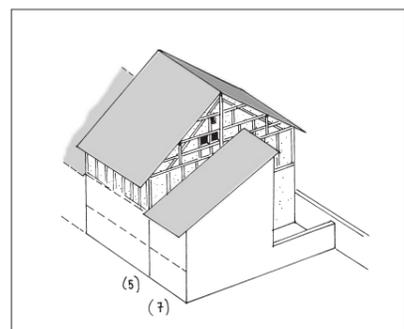


Abb. 12 Isometrie Phase II, Zustand um 1467, nach der Aufstockung und Erweiterung des Hauses Nr. 5.

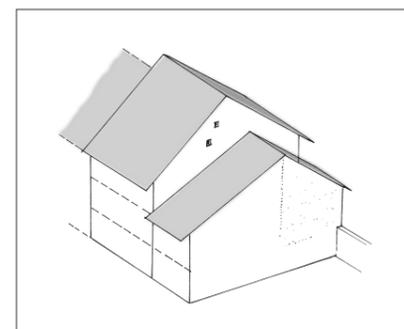


Abb. 13 Isometrie Phase III, Zustand um 1470, nach der Überbauung des Hinterhofes Haus Nr. 7.

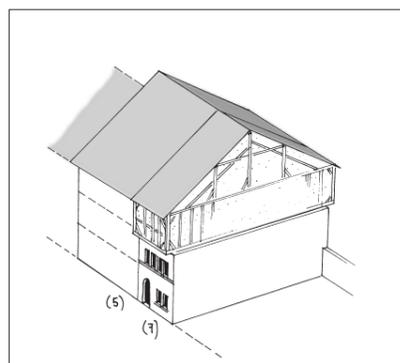


Abb. 14 Isometrie Phase IV, Zustand um 1505/1510, nach der Aufstockung des Hauses Nr. 7.

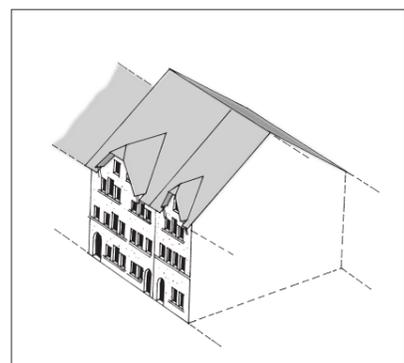


Abb. 15 Isometrie Phase V, Zustand um 1550, nach der durchgreifenden Erneuerung der Häuser Nr. 5 und 7.

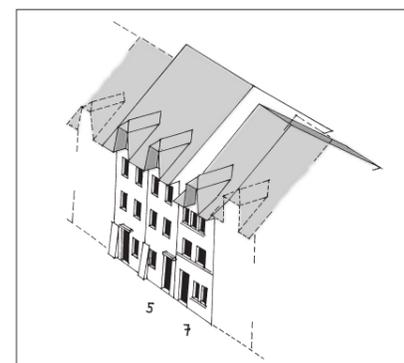


Abb. 16 Isometrie Phase VI, Zustand 1833 (vgl. Abb. 20).



Abb. 17 Ausschnitt aus dem Stadtprospekt, der 1546 in der Schweizer Chronik von Johannes Stumpf publiziert wurde.

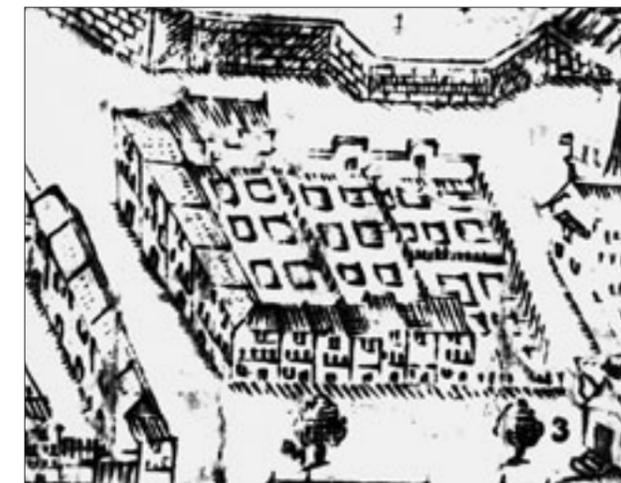


Abb. 18 Ausschnitt aus dem Stadtprospekt aus dem Jahr 1653 von Sigmund Schlenker.

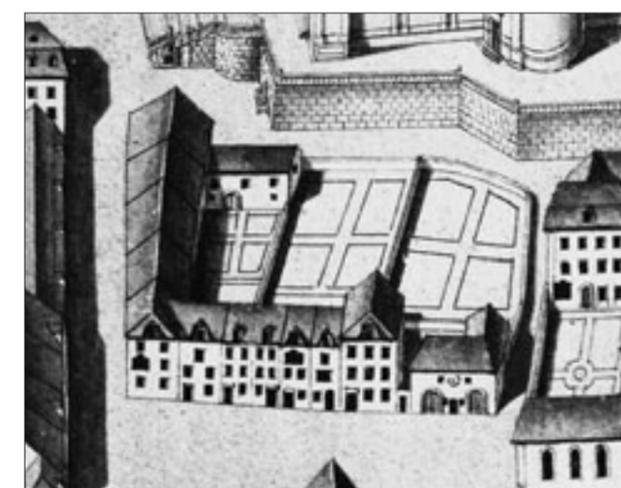


Abb. 20 Ausschnitt aus dem Stadtprospekt von J.B. Altermatt von 1833.

Besitzergeschichte

Die Eigentümer lassen sich im vorliegenden Fall mit Hilfe des historischen Grundbuchs lediglich bis ins späte 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Das Haus gehörte 1697 Elisabeth Guggler. 1711 verkauften es ihre Erben. 1711–1754 sind der Hafner Urs Wysswald-Jost und nach seinem Tod die beiden Töchter Katharina und Maria Wysswald Eigentümer. Katharina Wysswald war mit dem bekannten Feldmesser Joseph Derendinger verheiratet, und sie brachte ihm das Haus mit in die Ehe. Nachkommen von Derendinger blieben bis 1816 Besitzer. 1816–1888 gehörte es der Sankt-Katharinen-Pfrund, von 1888–1893 dem Tapezierer Theodor Wirz und von 1893–1919 dem Bierbrauer Karl Adalbert Reist und seinen Nachkommen. Kurze Zeit, von 1919–1924 war der Coiffeur Paul Gertsch Eigentümer, nach ihm folgten 1924–1928 Anna Stucki-Frank und 1928–1944 Rosa Flury-Bachmann. Für längere Zeit, von 1944–1992

hiessen die Eigentümer Albert und Erna Schreier-Flury. Die jüngsten Besitzer waren 1992–1994 Lorenzo Muscionico, Bauunternehmer, und 1994–2000 Joachim Schuster, Coiffeur. Seither gehört es Lotte und Pietro Ravicini-Tschumi. *Markus Hochstrasser*

Summarischer Quellennachweis

Ratsmanual (RM) 201/1697/258 vom 27.III.1697; Gerichtsprotokolle (GP) 1709–1713, Bd. 2, 248, 249 vom 7.V.1711; Inventare und Teilungen (IT) 1753–1755, Bd. 45, Nr. 6; IT 1746–1758, Bd. 43, Nr. 37; Kataster 1802, Nr. 87; IT 1803–1823, Bd. 71, Nr. 1. Proben des Dendrolabors H.+K. Egger, Boll, Nr. 750 so – 759 so, 833 so – 846 so, 894 so – 899 so und 904 so.

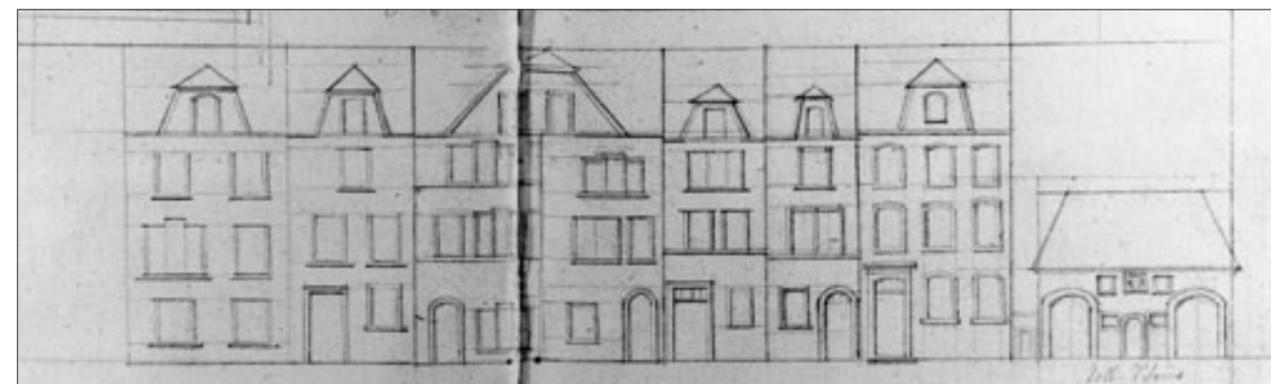


Abb. 19 Ausschnitt aus einer Zeichnung im Skizzenbuch von J.B. Altermatt von 1826/27.

Solothurn, Löwengasse 6

1998 erfolgte ein Teilabbruch der alten und baufälligen Scheune und von jüngeren An-
nexbauten in diesem Areal zwischen der
Löwengasse im Norden und dem Landhaus-
quai im Süden. Nach Abschluss der archäo-
logischen und bauhistorischen Untersuchen-
gen wurden 1999 die heutigen Neubauten er-
stellt (Abb. 1, 2).

Der vorliegende Beitrag ergänzt den schon
im ADSO 4/1999 publizierten Bericht der
Kantonsarchäologie. Unter Berücksichti-
gung der Befunde unter den beiden Brand-
mauern ergab sich jedoch eine differenzier-
tere Bauphasenabfolge.

Untersuchungen zur Siedlungsgeschichte

In den seitlichen Brandmauern und unter Bo-
den lagen die Spuren einer mehrere Jahrhun-
derte alten Bau- und Siedlungsgeschichte
verborgen. Sie reichen mit ihren frühesten
Teilen bis in römische Zeit zurück (vgl. Bei-
trag ADSO 4/1999, S. 55–78).

Für die bauhistorischen Untersuchungen bil-
dete die 1588 datierte grosse Scheune an der
Löwengasse einen wichtigen Fixpunkt. Der
breite Baukörper, dessen Baudatum am gas-
senseitigen Tennstor eingemeisselt ist, war
als Mehrzweckbau errichtet worden. Er diente
als Nebengebäude zum Sesshaus der Fami-
lie Wallier, das einst mit Vorder- und Hin-
terhaus gegenüber der Scheune im Häuser-
block zwischen der Löwengasse und der
Hauptgasse stand.

Die Wallierscheune von 1588

Der Baukörper besass einen leicht verzo-
genen, nahezu quadratischen Grundriss von
12×13 Metern. Er enthielt in seinem Innern
ursprünglich eine geräumige Stallung mit
Heuboden im Osten, ein breites Tenn im Mit-
telbereich und einen zweigeschossigen Spei-
cher im Westen. Südseitig gehörte ein Nutz-
garten dazu, der terrassiert und gegen den
Landhausquai mit einer Stützmauer abge-
schlossen war (Abb. 3).

Die Scheune war gassenseitig als zweige-
schossiger Steinbau errichtet und wies ein
dominantes rundbogiges Tennstor von 3,1
Meter Breite und 3,8 Meter Höhe auf. Das
Gewände aus Kalkstein ist breit abgefast und
zeigt einen steilen Profiltotlauf. Am Schluss-
stein findet sich das Baujahr 1588 eingem-
eisselt, darunter begleitet von den Initialen
HIW des Eigentümers Hans Jakob Wallier
(Abb. 4). Im Innern war der Speicher nahezu
unverändert, aber in einem ausserordentlich
baufälligen Zustand erhalten. Die Ständer-
wand zum Tenn war vollständig aus dem Lot



Abb. 1 Solothurn, Löwengasse 6,
Scheune vor dem Umbau, 1991...



Abb. 2 ...und nach dem Umbau von 1998/99,
2002.

gewichen, weil der ehemalige Zwischenbo-
den über dem Tenn einmal entfernt und die
mächtige Grundschwelle aus Eichenholz
teilweise verfault oder an anderen Stellen
durch später eingerichtete Türöffnungen zer-
sägt worden war (Abb. 5). Im Ostteil waren
die alten Strukturen vollständig entfernt wor-
den, als im 19. Jahrhundert Werkstätten und
Lageräume für eine Eisenhandlung einge-
richtet wurden. Hofseitig hatte sich nur ein
Teil der Fassade im Bereich von Speicher
und Remise erhalten. Sie bestand im Erdge-
schoss aus einer Bruchsteinmauer mit
Türöffnung und sekundär verbreitertem

Zwillingsfenster und im Obergeschoss aus
einer später erneuerten Ständerkonstruktion
mit Fenster und Türöffnung auf einen einstig-
en Balkon (Abb. 6).

Das Dach war eine Kombination aus einer
liegenden und einer stehenden Konstruktion,
deren Höchstüde von 11 Meter Höhe von den
Grundschwellen bis unter die Firstpfette hin-
auf liefen. Die Konstruktion war durch jün-
gere bauliche Eingriffe und undichte Stellen
in der Ziegeleindeckung beschädigt, musste
aber vor allem darum ersetzt werden, weil
das Kehlgebälk für den Einbau einer Woh-
nung zu tief lag (Abb. 7).



Abb. 3 Der Häuserblock zwischen Löwengasse (oben) und Landhausquai (unten), Zustand 1833. Aus-
schnitt aus dem Stadtprospekt von Johann Baptist Altermatt (Privatbesitz Kammerrohr SO).



Abb. 4 Baujahr und Initialen des Auftraggebers
am Tennstorsturz.



Abb. 5 Die westliche Seitenwand im Tenn,
während dem Abbruch 1998. Bereits sind die
gemauerten Ausfachungen entfernt. Nachweisbar
bestand die Wand anfänglich aus einer Bohlen-
Ständerkonstruktion, sie wurde erst zu einem
späteren Zeitpunkt mit Mauerwerk ausgefast.

Beobachtungen zur Parzellierung vor 1588

Die Analyse der zahlreichen Befunde in den
beiden Brandmauern und die archäologische
Erforschung der Mauerzüge im Boden erlau-
ben einige Aussagen zur früheren Parzellie-
rung und zur Bebauung im Areal. Die Wal-
lierscheune ist demnach 1588 als vollstän-
diger Neubau am Platz von zwei älteren Häu-
sern errichtet worden. Das Fundament der al-
ten Trennmauer zwischen diesen beiden Bau-
ten liess sich durchgehend von der Löwen-
gasse bis hinab an den Landhausquai beob-
achten. Auf beiden Seiten der Mauer lagen
Fundamente und Böden von Baukörpern, die
sich in ihrem Volumen, ihrer Lage, ihrer
Funktion und ihrem Alter voneinander un-
terschieden. Sie konnten untereinander in eine
Chronologie gebracht werden (Abb. 8). Die



Abb. 6 Querschnitt durch die Scheune im Bereich des Tennes, Blick nach Westen, und
Ansicht der Südfassade des baulich mehrfach veränderten Speicherteils von 1588 ff.
Grau gerastert = Bauteile von 1588, weiss = jüngere Bauphasen.



Abb. 7 Die Dachkonstruktion
von 1588, eine Kombi-
nation von stehendem
und liegendem Dach-
stuhl. Zustand vor dem
Abbruch.

Besiedlung des Areals beginnt in frühmittel-
alterlicher Zeit mit verstreut platzierten Grub-
enhäusern (Abb. 8, A, B, C) und setzt sich
im Hochmittelalter mit grösseren Holzbauten
entlang der Löwengasse fort. Diese Holz-
bauten, von denen nur die gestampften
Lehmböden archäologisch gefasst werden
konnten, wurden später durch Steinbauten
nach Süden erweitert und im Verlauf der wei-
teren Entwicklung selbst durch solche ersetzt
(Abb. 8, Bau I–IX).

Die beiden ältesten Bauten im Areal Löwengasse 8

Im Fundamentbereich der Brandmauer zwi-
schen den beiden Liegenschaften Löwengas-
se 6 und 8 liessen sich zwei Steinbauten fas-
sen, die einst auf dem Grundstück Löwen-
gasse 8 standen. Die Anschlussstelle zwi-

schen den beiden Bauten wird durch ein jün-
geres Mauerwerk eingenommen, so dass die
Chronologie nicht eindeutig zu ermitteln ist
(Abb. 9). Wenn wir aber annehmen, dass sich
die Baukubenenwicklung im Areal Löwen-
gasse 8 gleichartig entwickelt hat wie im
Areal Löwengasse 6, nämlich ausgehend von
ältesten (Holz-)bauten an der Löwengasse
und späteren Erweiterungen nach Süden ge-
gen den Fluss zu, dann wäre der nördliche der
beiden Bauten der ältere, wir bezeichnen ihn
somit hypothetisch mit I.

Bau I Der mutmasslich älteste mittelalterli-
che Steinbau wies eine Ausdehnung in Nord-
Süd-Richtung von 8,2 Metern auf. Er besitzt
ein Mauerwerk aus verschiedenen grossen Kalk-
bruchsteinen, das sekundär mit kleineren Stei-
nen und Backsteinen verflochten worden ist. Im
Norden ist die Nordwestecke erhalten, ganz

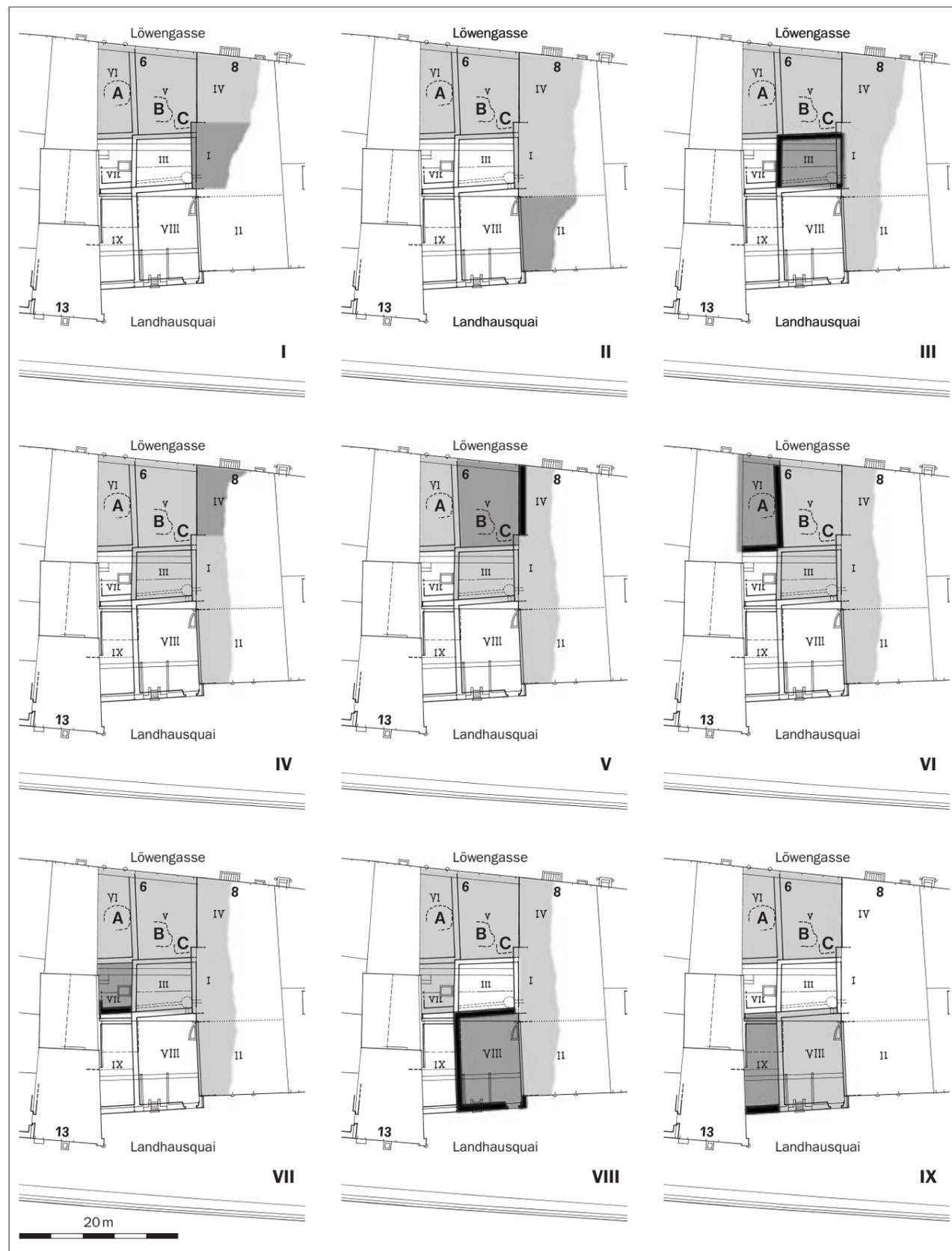


Abb. 8 Gesamtsituation des Grundstücks Löwengasse 6 mit allen Baustrukturen. A, B, C = Grubenhäuser (?) 11. Jahrhundert (?). I–IX = Steinbauten, chronologisch nach ihrem Alter nummeriert, 13.–16. Jahrhundert.



Abb. 9 Befund im Fundament der östlichen Brandmauer. Zwischen den Resten der beiden Bauten I (links) und II (rechts) sitzt ein jüngeres, trocken gesetztes Mauerwerk (Bildmitte), das eine Chronologie nach bautechnischen Gesichtspunkten verunmöglicht.



Abb. 11 In den untersten Lagen der östlichen Brandmauer, ganz im Süden, sind die Reste von Bau II erhalten, er stand einst im Areal von Löwengasse 8 (vgl. auch Abb. 10).

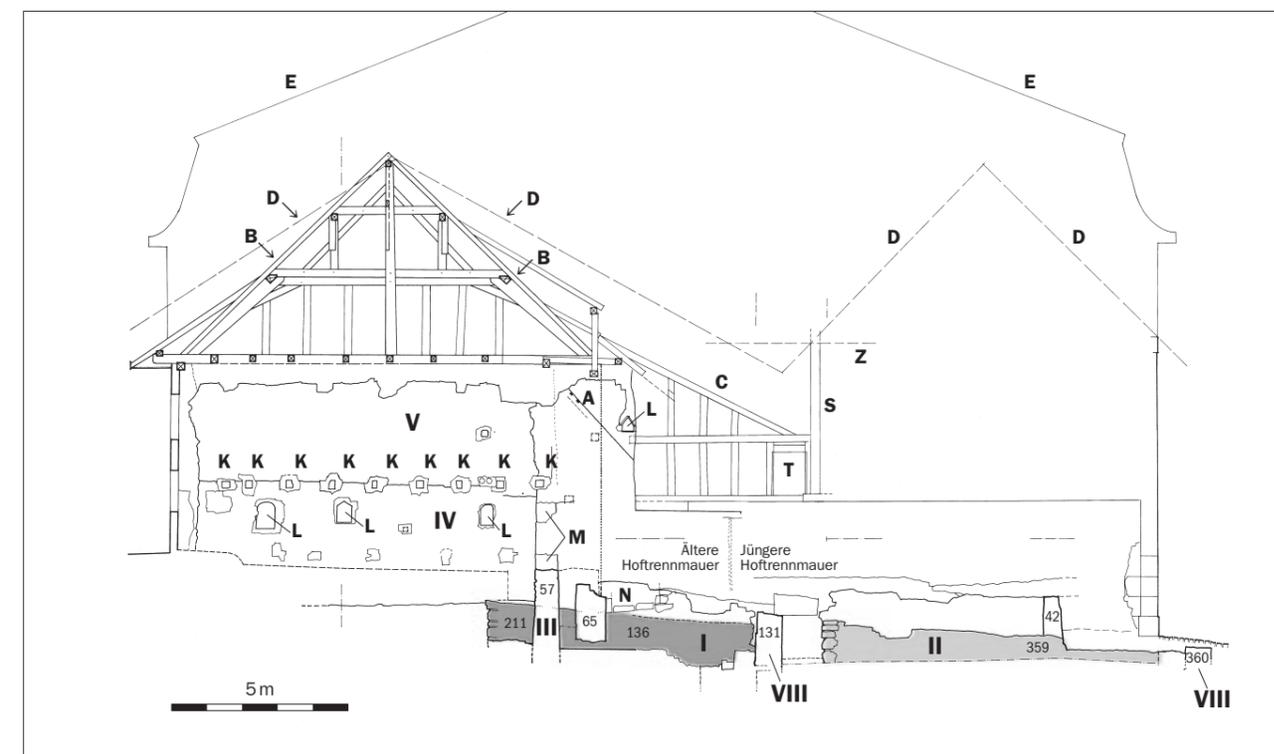


Abb. 10 Querschnitt durch die Scheune, mit Ansicht an die östliche Brandmauer. Dunkelgrau getönt die Reste des ältesten Steinbaus auf der Nachbarparzelle Löwengasse 8. Hellgrau Bau II. Punktirt ehemalige Südfront Scheune von 1588. Die römischen Ziffern entsprechen den Bauphasen gemäss Plan Abb. 8, I–IX. **Zahlen** Mauernummern gemäss Positionsnr. Kantonsarchäologie, vgl. ADSO 4/1999. **A** ältere Dachlinie Löwengasse 6, vor 1588 (Sparrennegativ). **B** Dach Löwengasse 6 von 1588 (2001 abgebrochen). **C** Dach zu Annexbau Löwengasse 6, 19. Jahrhundert. **D** Dachform Löwengasse 8, 1894, vor der Aufstockung. **E** heutige Dachform Löwengasse 8, von 1894. **K** Konsolsteine aus Kalkstein, ehemaliges Auflager zur Stalldecke Löwengasse 6, von 1588. **L** Lichtnischen, aus verschiedenen Zeiten. **M** Mauerflicke, entstanden nach dem Abbruch der Nordwand von Bau III. **N** Nische mit Tuffsteinrahmung (Brunnennische?). **S** Stud aus Eichenholz, Nordwestecke Bau II, vgl. D. **T** Türöffnung, zugemauert. **Z** Ziegelmantel Westfassade Löwengasse 8, 1894.

im Süden sitzt der Bau auf einem (älteren?) Sickerschacht, der strukturell mit seinen Kanälen als Teil einer Hofentwässerung zu verstehen ist. Mauerstärke, Fundamentunterkante, die Ausdehnung in östlicher Richtung und die Zweckbestimmung des Baus sind unbekannt (Abb. 8, I, und Abb. 10).

Bau II Zu einem späteren Zeitpunkt entstand ganz im Süden ein weiterer Bau von ähnlicher

Tiefe. Seine Südfassade war am gleichen Ort platziert wie diejenige des heutigen Hauses Löwengasse 8. Sie nimmt Bezug zum alten Hafentplatz, der seinerseits direkt im Zusammenhang mit der ältesten Schiffflände steht. Bei den Untersuchungen ist das 9,5 Meter lange Fundament der Westwand beobachtet worden (Abb. 11). Die Mauer ist aus Kalk- und Gneissteinen frei aufgemauert, dabei

wurde ein hellbeiger, feinsandiger und grobkiesiger Mörtel verwendet. Erhalten ist die Nordwestecke. Nach Süden ist der Bau, möglicherweise durch den Vorbau einer neuen Fassade, einmal um rund 70 Zentimeter verlängert worden. Mauerstärke, Fundamentunterkante und Bauvolumen sind unbekannt, ebenso die Zweckbestimmung des Gebäudes (Abb. 8, II, 10 und 12).

Die Baukubententwicklung im Areal Löwengasse 6

Grundsätzlich erfolgte erst mit dem Bau der Wallierscheune im Jahre 1588 eine Vereinigung von zwei alten länglichen Parzellen auf dem Grundstück Löwengasse 6.

Die westliche Parzelle war mit 4–4,5 Meter Breite fast halb so breit wie die östliche, die 7,5–8 Meter mass.

Bau III entstand als erster mittelalterlicher Steinbau im Areal. Er ist im Osten an den Bau I angebaut und rechnet wahrscheinlich im Norden mit einem hölzernen Vorgänger von Bau V. Er besass einen Kellerraum mit

einem Innenmass von 5,7×7,3 Metern. Die Umfassungsmauern waren im Norden und im Westen teilweise mehr als 2 Meter hoch erhalten und 70–75 Zentimeter stark. Wie hoch das darüber stehende Haus einst war, und ob es sich um eine Stein- oder Holzkonstruktion gehandelt hat, ist nicht bekannt. Spätestens zum Zeitpunkt von Bau VIII wurde das Haus abgebrochen und an seiner Stelle ein offener Innenhof geschaffen. Eine weitere Phase später, wohl beim Abbruch von Bau VIII, ist das Hofniveau mit Abbruchschutt aufgefüllt worden. Dieser enthielt viel Baukeramik wie Backsteine, Hohlziegel,

Flachziegel, Bodenplatten, aber auch Ofenkeramik aus dem Zeitraum des 14./15. Jahrhunderts (Abb 13). Es bleibt fraglich, ob die beiden in die Kellernordwand eingemauerten Kochtöpfe durch ihre typologische Datierung (siehe ADSO 4/1999, S. 64) auch die Datierung von Bau III ergeben, da nicht bekannt ist, ob die Töpfe anfänglich längere Zeit ihrem Zweck entsprechend verwendet wurden und folglich erst sekundär eingemauert wurden (Abb. 8, III).

Bau IV stand auf dem Nachbargrundstück Löwengasse 8. Die Bauten I/II wurden entweder durch einen Anbau im Norden vergrößert oder der Bau IV ist als steinerner Ersatz für einen älteren Holzbau an gleicher Stelle zu verstehen. Er setzt einen Teilabbruch von Bau I (Nordwand) voraus, berücksichtigt aber gleichzeitig die Nordfassade von Bau III, so dass er chronologisch eindeutig zugeordnet werden kann. Beobachtet wurde die Westwand. Sie ist ein Geschoss hoch erhalten und besteht mehrheitlich aus Bollensteinen, Gneisbrocken und vereinzelt Hohlziegeln. Eine starke Brandschädigung, die an abgeplatzten und geröteten Steinköpfen zu erkennen war, dokumentiert einen Brandfall, der sich wahrscheinlich im Areal westlich davon ereignet hat (Abb. 14). Tatsächlich stellten die Archäologen hier eine Brandschuttschicht fest (ADSO 4/1999, S. 60–62), (Abb. 8, IV, und 14).



Abb. 12 a Ausschnitt aus dem Stadtprospekt in der Chronik von Stumpf, 1548. Der Häuserblock zwischen Löwengasse und Landhausquai im Zustand von 1546. Gut erkennbar der alte Hafensplatz und das Tor zur Schiffände mit Anlegefloss sowie in der Mitte der Häuserzeile am Platz das auffallende Gebäude, das im Kern aus der Bauphase VIII bestehen haben könnte.

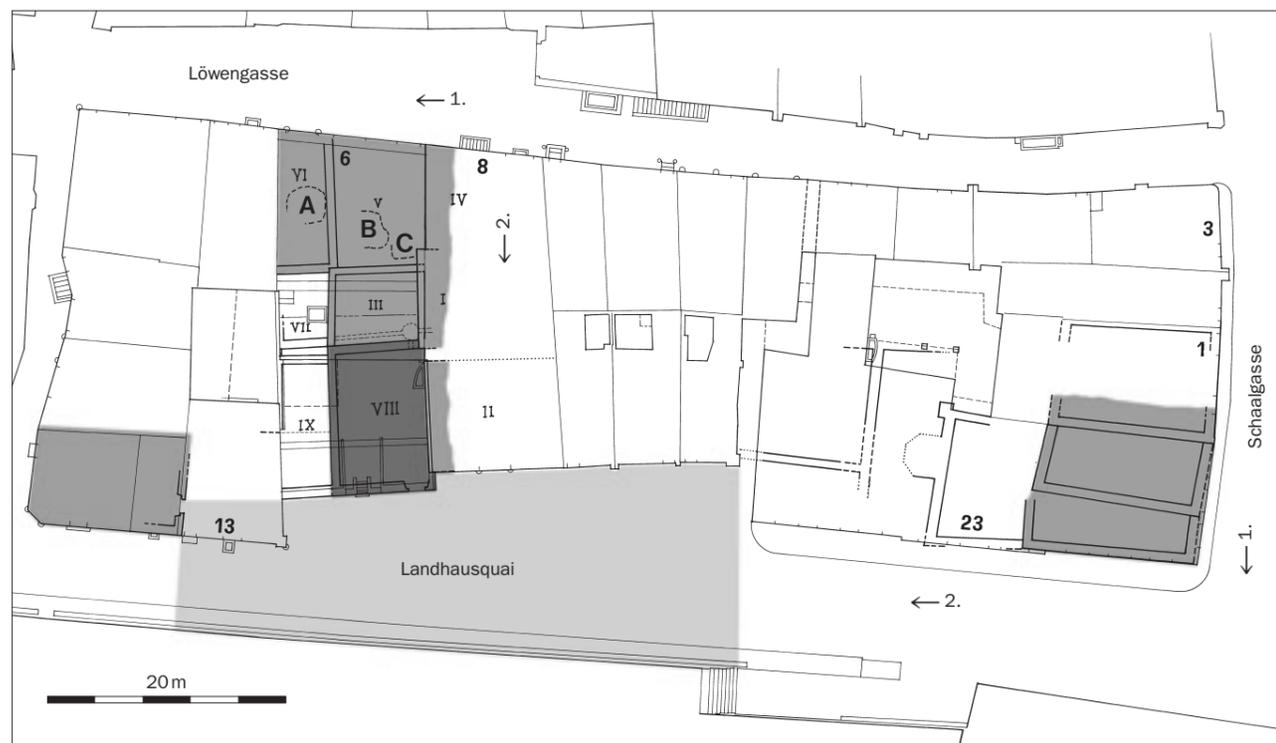


Abb. 12 b Situationsplan des Häuserblocks zwischen der Löwengasse und dem Landhausquai. Mittelgrau markiert die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Steinbauten im Areal Löwengasse 6 und Landhausquai 11 und 23. Die Pfeile geben die Wachstumsrichtung der Bebauung an. Hellgrau schraffiert der Hafensplatz, dunkelgrau der dominante Bau VIII.

Bau V Wiederaufbau nach dem Brand eines älteren, wahrscheinlich hölzernen Vorgängerbau. Es entstand ein zweigeschossiges Gebäude mit einem Innenmass von etwa 7,5×9,5 Metern. Erhalten ist von diesem Bau die Ostwand im Obergeschoss, heute ein Teil der Brandmauer zwischen den Liegenschaften Löwengasse 6 und 8. Das Mauerwerk ist aus auffallend kleinem Steinmaterial aufgeführt und enthält Bruch- und Bollensteine sowie Backsteine und Fragmente von Hohl- und Flachziegeln. Es war mit einem grob gemagerten Verputz beworfen, so dass die Steinköpfe zumeist sichtbar blieben. Da ein glatter Wandverputz fehlt, darf vermutet werden, dass es sich um ein Ökonomiegebäude handelte (Abb. 8, V, und 14).

Bau VI Ältester Steinbau auf der alten schmalen Parzelle im Westen des heutigen Grundstücks. Der schmale und tiefe Baukörper wies Innenabmessungen von rund 4×10 Metern auf. Beobachtet wurden die Ost- und die Südwand, die beide an die Nordwestecke von Bau III angebaut sind. Zweckbestimmung unbekannt (Abb. 8, VI).

Bau VII Erweiterung von Bau VI nach Süden oder Fundament einer Hofumfassungsmauer dazu. Innenabmessungen zirka 3,5×5,5 Meter. Im Osten angebaut an die Westwand von Bau III. Erhalten waren die Südwand und ein Teil der mit ihr im Verband gemauerten Westwand (Abb. 8, VII).

Bau VIII Errichtung eines grossen Baukörpers von etwa 7,5×11 Meter Innenabmessung, ganz im Süden, auf der breiteren Parzelle im Osten des heutigen Grundstücks Löwengasse 6. Mit Haustür von Süden her erschlossen. Nordwand an der Stelle einer zuvor abgebrochenen älteren Vorgängerin (Südwand Bau III) errichtet, die Fensteröffnungen darin setzen den Abbruch von Bau III voraus, dessen Platz zum Zeitpunkt von Bau VIII zum Innenhof umfunktioniert wird. Die Nordwand enthielt zahlreiche Spolien, nämlich Formbacksteine mit einseitig gefaster Kante, die zur Verwendung als Fenster- oder Türgewände bestimmt sind (Abb. 15). Diese Backsteine gehören in den Umkreis der bekannten St.-Urban-Backsteine aus dem 12./13. Jahrhundert (Abb. 8, VIII, und 15, 16). Da sie hier sekundär verwendet sind, muss der Bau VIII einiges jünger sein. Anhaltspunkte für seine Datierung liefern die Funde aus dem Abbruchschutt, mit dem der nördlich davon liegende Innenhof aufgeschüttet ist (Abb. 13).

«**Bau IX**» Die vollständig gepflasterte Fläche mit einer Ablaufrinne entlang der Ostfassade des Hauses Landhausquai 13 ist möglicherweise im Südteil als Vorplatz dieser Nachbarliegenschaft zu verstehen, denn die etwas kleinteigere Bollensteinpflasterung im südlichen Abschnitt endet exakt auf

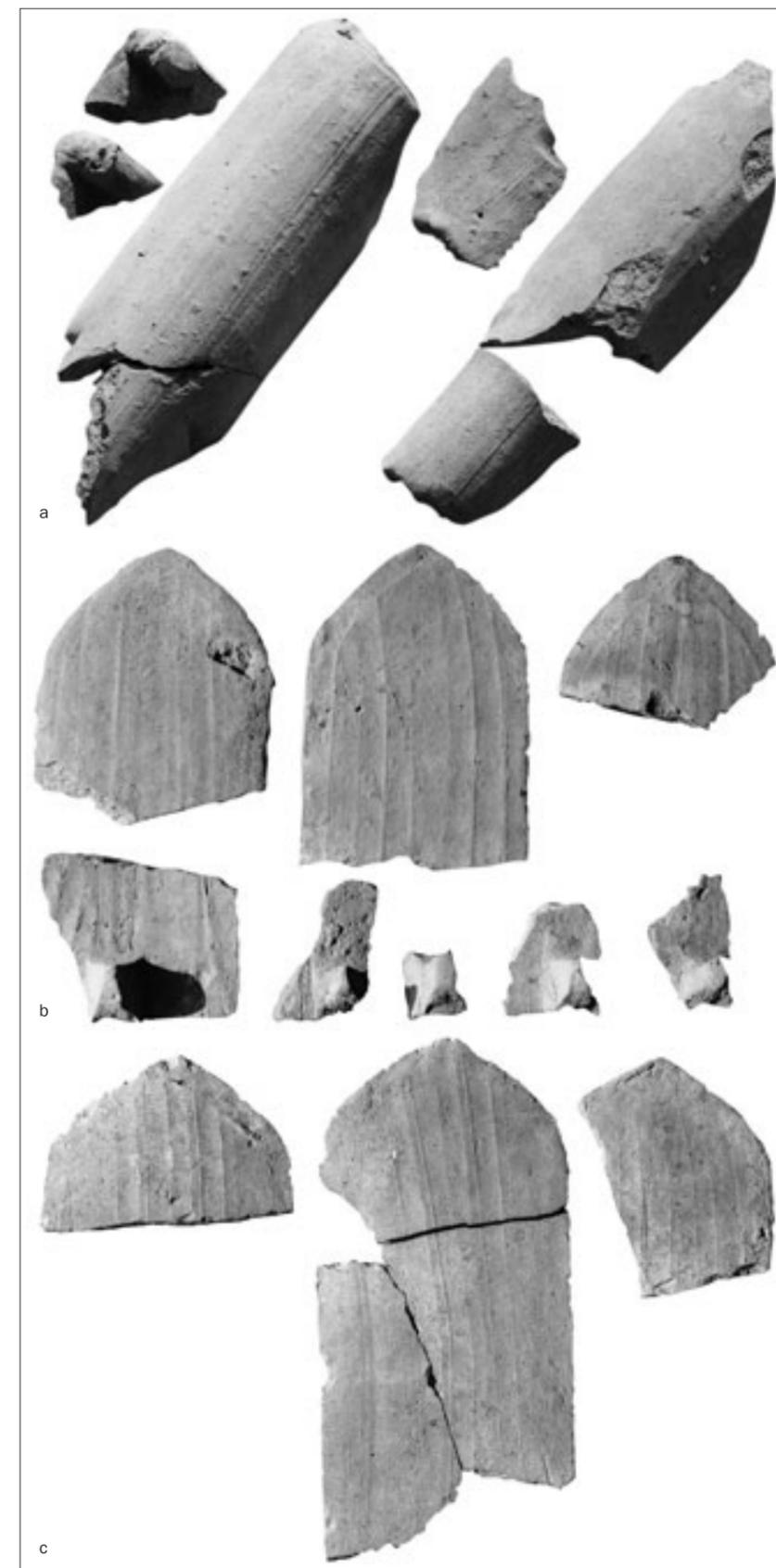


Abb. 13 Auswahl von Baukeramik aus dem Abbruchschutt von Bau VIII. Ziegelfragmente und Ofenkacheln aus dem Zeitraum Mitte 14. bis Mitte 15. Jahrhundert.

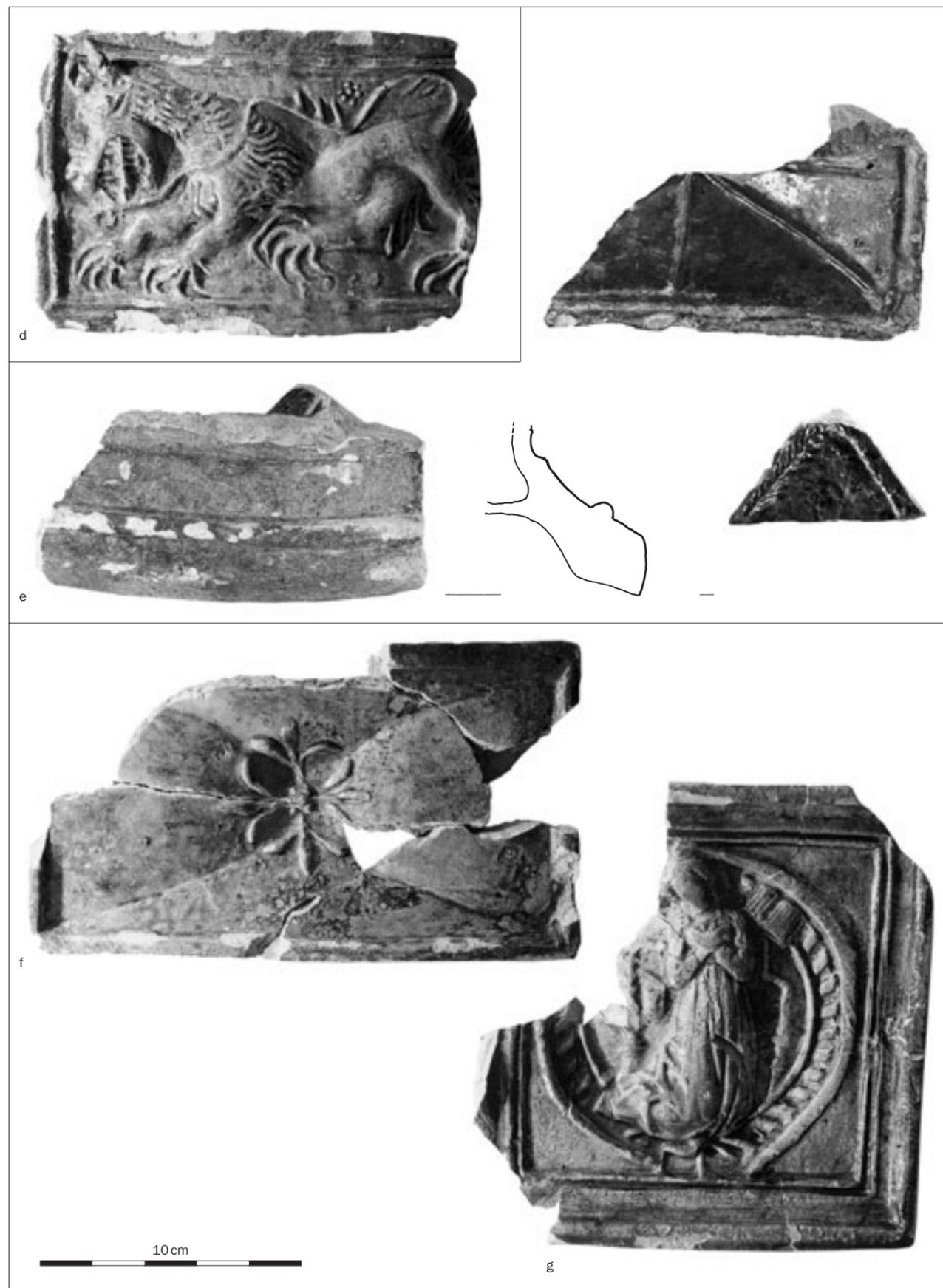


Abb. 14 Brandmauer Ost, nach der Freilegung im Rahmen der Bauuntersuchungen von 1998. Im unteren Teil die stark brandgeschädigte Wand von Bau IV, darüber Mauerwerk von Bau V mit unregelmässiger Abbruchkante auf die der Giebel zur Scheune von 1588 aufgesetzt ist.



Abb. 15 Nordfassade Bau VIII, unter dem Meterstab, der auf einem leichten Mauerabsatz liegt, sind deutlich grossformatige Backsteine zu erkennen.

der Flucht der älteren Nordfassade von Landhausquai 13 (Abb. 8, a), die sich auch im Fundament der Brandmauer als Baunaht abzeichnet. Die Negative von Schwellbalken im nördlichen Teil des Grundrisses könnten Reste von Konstruktionselementen von Schopfbauten sein, die im vielleicht auch hier als Hofraum genutzten Areal standen (Abb. 8, IX). Als unmittelbarer Vorgänger von «Bau IX» ist ein abgewinkelter Mauerzug zu erwähnen, der mit einem Ost-West

laufenden Flügel eine Unterteilung der schmalen Parzelle im Westteil des Grundstücks Löwengasse 6 bildet und mit einem Nord-Süd-Flügel als Hoftrennmauer zwischen den Liegenschaften Landhausquai 13 und Löwengasse 6 funktioniert (Abb. 8, IX).

Schlussbetrachtung

Bei den während den Um- und Neubauarbeiten vorgenommenen archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen sind zahl-

reiche Baustrukturen festgestellt und dokumentiert worden. Sie erlauben einen Einblick in die Besiedlungsgeschichte in unmittelbarer Nähe des ältesten Hafenplatzes, der «Ryffe». Dieser zeichnet sich noch heute am Rücksprung der Häuserzeile am Landhausquai zwischen der Jugendherberge und dem Haus Landhausquai 13 ab. Die mittelalterliche Besiedlung richtet sich in einem ersten Schritt nach dem Verlauf der spätrömischen Castrumsmauer und beginnt auf dem untersuchten Grundstück ganz im Norden mit Holzbauten entlang der Löwengasse. In späteren Entwicklungsphasen wurden die Bauten stetig nach Süden Richtung Aare erweitert. Im Vorfeld des Scheunenneubaus von 1588 erfolgte nicht nur die Vereinigung von zwei Parzellen, sondern es kam auch zum Abbruch des gesamten gewachsenen Baubestandes. Zwei Drittel des Grundstücks ganz im Süden dienten fortan bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als Hof- und Gartenfläche, die vorwiegend in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend mit Schöpfen und Annexbauten überbaut wurde.

Das älteste steinerne Gebäude konnte ansatzweise auf dem Nachbargrundstück Löwengasse 8 gefasst werden. Funktionell stand es möglicherweise im Zusammenhang mit der mutmasslich ältesten Schiffflände, die bis ins mittlere 16. Jahrhundert als grosses rundbogiges Tor die Stadtmauer am Aareufer öffnete. Eine konkrete Datierung der einzelnen Bauphasen steht zurzeit noch aus, da die bei den archäologischen Grabungen geborgene Gebrauchs- und Baukeramik noch nicht fertig ausgewertet ist. Die ältesten Steinbauten dürften aber auch in diesem Areal in der Zeit um 1200 errichtet worden sein.

Bei künftigen Umbauarbeiten, vor allem im Areal Löwengasse 8, sind weitere wichtige Befunde zur Siedlungsgeschichte an diesem für die Stadt wirtschaftlich wichtigen Ort zu erwarten.

Markus Hochstrasser

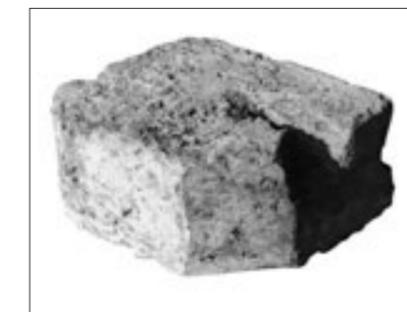


Abb. 16 Formbacksteine aus dem Mauerwerk der Nordfassade von Bau VIII (Abb. 15). Es handelt sich um Elemente zur Konstruktion von gefasteten Fenster- und Türgewänden in der Tradition der St-Urban-Backsteine. Höhe 11 cm, Breite 24,5–25 cm, Tiefe 19–20 cm (13. Jahrhundert ?).

Solothurn, Reithalle, Baselstrasse 3



Abb. 1 Solothurn, Reithalle von 1863, vor der Renovation, im März 2001...



Abb. 2 ...und ein Jahr später, nach der Renovation, im März 2002.

Vorgeschichte

1861/1862 entstanden im Zusammenhang mit Ambitionen für einen eidgenössischen Artillerie-Waffenplatz in Solothurn verschiedene Projektvarianten für den Bau einer Reitschule. Man prüfte etliche Standorte, vorerst im Schanzengraben bei der Riedholzbastion, später in der Vorstadt beim Turnschänzli und schliesslich an der heutigen Stelle. Eine Reaktion des Militärdepartementes machte die Hoffnungen auf den Waffenplatz zwar zunichte, das Bedürfnis nach einer Reitschule jedoch war geweckt und wurde weiter verfolgt. Das Gebäude sollte nicht ausschliesslich zum Reiten benützt sein, sondern ebenso für Ausstellungen, Festanlässe, Märkte und als Winterturnplatz. Am 25. Januar 1863 bewilligte die Gemeindeversammlung einen Kredit von 50000 Franken für den Bau. Ein kurzer Bericht in der «Solothurner Zeitung» von damals hält fest, dass das Gebäude nach dem durch den Zürcher Architekten Johann Kaspar Wolff modifizierten Plan von Hauptmann (Peter Meinrad?) Felber ausgeführt werden sollte. Für die Ausführung verantwortlich war der neu gewählte Stadtbaumeister Victor Tschuy. Nach der Vergabe der Steinhauer- und Zimmermannsarbeiten im März wurde kurz darauf mit den Bauarbeiten begonnen, und bereits am 4.

August desselben Jahres konnte der Schlussstein auf den Torbogen des Hauptportals gesetzt werden. Die Reithalle war der erste grosse städtische Profanbau auf der Glacis des ehemaligen Schanzensareals.

Das Bauwerk

Die Reithalle erstreckt sich über einem rechteckigen Grundriss, an dessen südlicher Längsseite sich ein Mittelrisalit mit Eingangsportal anschliesst. Der rustizierte Sockel mit den leicht geböschten Ecken ist durch ein schmales steinernes Gesims vom verputzten Obergeschoss mit glatten Ecklisenen abgesetzt. Charakteristisch für den Bau ist das Motiv der Rundbogen, das sich über allen Fenstern und am Hauptportal wiederholt. Das Portal greift über die Sockelzone hinaus und schafft eine optische Verbindung zwischen den beiden vermeintlichen Geschossen, denn tatsächlich befindet sich im Innern eine stützenlose Halle, die einen freien Blick in die eindruckliche Hängedachkonstruktion des Dachstuhls bietet.

Die Renovation

Die 2001 durchgeführte Renovation umfasste eine Erneuerung des Fassadenverputzes und der Dachhaut. Dabei konnte die Farbgebung der Fassaden, der Dachuntersichten, des

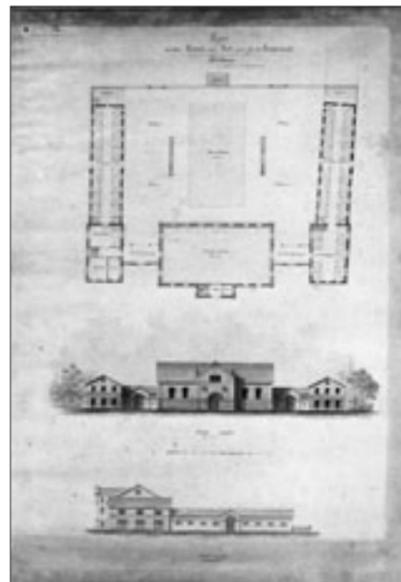


Abb. 3 Das Projekt von Oberst Wolff von 1862 sah neben der Reithalle zwei grössere Nebenflügel vor, die Stallungen für mehr als hundert Pferde enthalten und eine offene Reitbahn umschlossen hätten. Der Hauptbau entspricht in seiner Fassadengestaltung recht genau dem heutigen Gebäude. Die langgezogenen Nebenflügel wurden nie gebaut, an ihrer Stelle entstanden im Osten 1877 die Städtische Turnhalle und im Westen 1894 ein Feuerwehrmagazin. Beide existieren heute aber nicht mehr, ihr Abbruch erfolgte 1930 bzw. 1952.

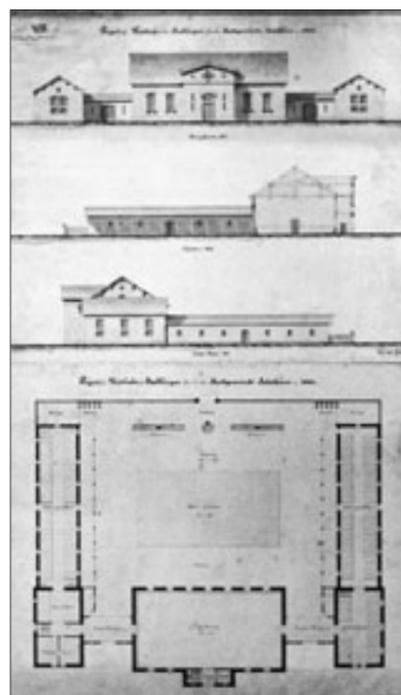


Abb. 4 Das Projekt von Hauptmann Felber vom November 1862 zeigt bei ähnlicher Grundrissdisposition eine architektonisch bescheidenere Fassadengestaltung.

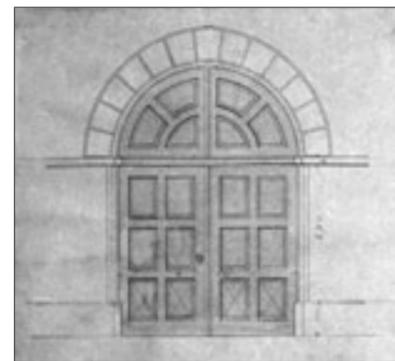


Abb. 5 Ausschnitt aus einem Ausführungsplan von Victor Tschuy. Hauptportal, datiert 20. Oktober 1863.

Wappens im Giebel des Risalits und der Fensterrahmen untersucht und dokumentiert werden. Die älteste Farbfassung des Baus liess sich ermitteln und wurde mit Ausnahme derjenigen an den Fenstern (die Fensterrahmen waren ursprünglich braunrot gestrichen) wieder hergestellt. Für die Eindeckung des Dachs verwendete man neue, maschinell gefertigte naturrote Biberschwanzziegel in Doppeldeckung. Im Innern wurde eine neue Bodenheizung installiert und hinter den alten entstanden neue innere Fenster zur Verbesse-



Abb. 6 Blick in die imposante hängende Dachkonstruktion von 1863, Zustand 2002.

rung der Schallisolation und der Thermik. Die Reithalle, die sich im Besitz der Einwohnergemeinde Solothurn befindet und im Baurecht an die «Rythalle AG» verpachtet ist, bildet nun auch mit ihrem äusseren Erscheinungsbild wieder einen erfreulichen Blickfang am östlichen Altstadtzugang.

Markus Hochstrasser / Christine Zürcher

Quellennachweis

Die Projekt- und Baupläne von 1862/63 befinden sich im Planarchiv des Städtischen Hochbauamtes Solothurn unter der Signatur F1-F16. Wichtige Aufschlüsse vermitteln verschiedene Beiträge, Inserate und Notizen in der «Solothurner Zeitung» Nrn. 32, 53, 54, 59, 60, 65, 66, 93, 103 und 115 von 1862 und Nrn. 9, 11, 12, 17, 29, 33, 34, 42 und 93 von 1863. Farbuntersuchung 2001 durch Brigitta Berndt, Solothurn, Bericht im Archiv der Kantonalen Denkmalpflege Solothurn.

Solothurn, Schmiedengasse 1

2001/2002 ist das markante Eckhaus Schmiedengasse 1 («Zetterhaus») (Abb. 1) im Innern teilweise restauriert worden. Betroffen waren im Erdgeschoss das Entrée und die beiden südseitigen Zimmer, das Treppenhaus sowie das gesamte erste Obergeschoss, die Beletage. Die Umbau- und Renovationsarbeiten in diesem unter Denkmalschutz stehenden Haus wurden von uns bereits in einer frühen Planungsphase intensiv begleitet, wobei sich eine erfreuliche Zusammenarbeit zwischen allen Parteien ergab.

Baugeschichte

Die grosse Grundrissfläche des Hauses lässt erahnen, dass an seiner Stelle ursprünglich zwei Häuser standen, die zu einem unbekanntem Zeitpunkt zusammengelegt worden waren. Archivalische Quellen, eine Handwerkerinschrift im Keller und stilistische Elemente am Bau selbst belegen, dass das heutige Haus 1682/83 vollständig neu erbaut worden ist. Auftraggeber war der Spitalchirurg Johann Kaspar Brunner, eine stadtbekanntere Persönlichkeit, von der auch ein eindrucklicher Porträitstich erhalten ist (Abb. 2). Nach einer Vorbereitungsphase im ersten Halbjahr 1681 (Einholen der Bauholzbewil-



Abb. 1 Solothurn, Schmiedengasse 1. Das auffallende Eckhaus wurde 1682/83 neu erbaut. (Aufnahme 1978)

Besitzergeschichte

Die Eigentümer dieses Eckhauses zwischen dem Stalden und dem Friedhofplatz können anhand des historischen Grundbuchs lückenlos bis ins Jahr 1523 zurück verfolgt werden. Sie lauten wie folgt:

?–1523	Erben des Urs Schaffer sel.
1523–1535	Ludwig Kiefer, Tischmacher
1535–1645	Ludwig Rormann und seine Nachkommen, zuletzt die Brüder Urs und Jakob Rormann.
1645–1680	Friedrich Stocker und Gebrüder Hieronimus und Johann Victor Wallier, die «die Isenherren» genannt wurden.
1680–1695	Johann Kaspar Brunner, Spitalarzt
1695–1742	Maria Elisabeth von Sury von Steinbrugg und ihre Nachkommen (von Diesbach-von Sury von Steinbrugg, Dafry – von Diesbach)
1742–1783	Johann Karl Grimm, Altrat, und seine Ehefrau Maria Beatrix Felicitas von Schauenburg und ihre Nachkommen, zuletzt Franziska Wallier-Grimm.
1783–?	Frau Hauptmännin Buch-Bass
?–1806	Hieronimus Grimm, Altlandvogt
1806–1813	Karolina von Roll-Grimm und Nachkommen
1813–1866	Benedikt Kully, Appellationsrat, später sein Sohn Peter Kully, Waisenhausschaffner
1866–heute	Johann Telesphor Zetter, Stadtverwaltungsrat und seine Nachkommen, zurzeit die Zetter Immobilien Solothurn AG.



Abb. 2 Der Bauherr des Hauses: Johann Kaspar Brunner, zeitgenössischer Portraitstich um 1680/85.



Abb. 3 Salon in der Beletage, mit Bildtapete aus dem frühen 19. Jahrhundert, vor der Restaurierung, 2001...



Abb. 4 ...und nach der Restaurierung, 2002.

ligung, Abklärungen zur Grundrissausdehnung des geplanten Neubaus) erfolgte der Baubeginn wahrscheinlich noch im Herbst desselben Jahres mit dem Abbruch des alten Hauses. Im darauf folgenden Frühjahr 1682 wurde der heutige Gewölbekeller erstellt, und anschliessend darüber das neue Haus errichtet. Dabei erlitten die beiden Nachbarhäuser (Stalden 39 und Schmiedengasse 5) Folgeschäden, die durch Baumassnahmen 1683/84 bzw. 1685 behoben werden mussten. (Vgl. auch Beitrag Schmiedengasse 5.) Das Haus eignete sich mit seiner Ecklage besonders für eine repräsentative Inszenierung. Tatsächlich ist der Bau innen und aussen klar und axialsymmetrisch gegliedert. Eine Aus-

nahme bildet die Ostfassade nach dem Friedhofplatz, wo der Vorbau beim Anschluss an das nördliche Nachbarhaus hineingepresst wirkt. Er enthält ältere Bausubstanz und war einst Bestandteil des nördlichen Nachbarhauses, bevor er, wohl kurz nach der Fertigstellung des Eckhauses, im Jahre 1685 hinzugekauft und in dieses integriert wurde. Ganz unverändert blieb der Neubau von 1682–84 aber nicht erhalten. Im Innern stammen heute die meisten Teile des Interieurs wie Parkettböden, Wandtäfer, Cheminées und Gipsdecken aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aus der Zeit zwischen 1742 und 1783, als der Altrat Johann Karl Grimm Eigentümer war.

Eine weitere Generation später, während der Besitzumsphase von Appellationsrat Benedikt Kully, kam es zu erneuten Veränderungen in der Beletage. Damals wurden die Fenstersimse der beiden Südzimmer abgetieft und gleichzeitig erhielt der Salon einen neuen Kachelofen und eine Bildtapete.

Die Bildtapete im Salon im ersten Obergeschoss (Abb. 3, 4)

Der grosse Salon in der Südostecke im ersten Obergeschoss besitzt eine gut erhaltene Ausstattung, die als besonderen Schmuck eine französische Bildtapete aufweist. Die Tapete ist 1818 in der Erstaufgabe von der Pariser Manufaktur der Gebrüder Dufour gedruckt

worden. Das gesamte en grisaille gedruckte Bildprogramm würde 9 Szenen umfassen, die in eine naturalistisch dargestellte Landschaft eingebettet, Feste im alten Griechenland und die Olympischen Spiele zeigen. Die 30 Druckbahnen ergäben eine Bildbreite von insgesamt mehr als 15 Metern. Da die Wandabwicklung des Salons aber geringer ist, sind hier nur 7 Szenen auf 23 Bahnen verwendet worden. Die Tapete ist zum Teil direkt auf den Wandverputz (Südseite), mehrheitlich aber auf einen textilen Untergrund geklebt, der seinerseits auf einen Holzrahmenrost aufgespannt ist (West-, Nord- und Ostwand). Als Zwischenschicht ist eine vollflächig verklebte Makulatur vorhanden, unter der sich minimale Reste einer älteren Tapete mit floralem Dekor auf einem regelmässig gepunkteten hellen Fonds erhalten haben (spätes 18. Jahrhundert?).

Die Bildtapete ist im Lauf der Zeit mehrmals geflickt worden, da sie Schäden von Befestigungsvorrichtungen für Bilder, Spiegel, Uhren und Vorhänge aufwies, oder weil sie durch vor die Wand gestellte Möbel in Mitleidenschaft gezogen worden war. Im 2001 angetroffenen Zustand war sie zudem stark durch Schmutzablagerungen verdunkelt, und das Papier war teilweise durch Lichteinwirkung (UV-Strahlen) brüchig geworden. Die Restaurierung von 2001 erfolgte nach einem sorgfältig erarbeiteten Konzept und umfasste eine Reinigung der gesamten Tapetenfläche mit Radierschwämmen und Radiergummis verschiedener Härte. Die älteren Flicke wurden weitgehend belassen und wo nötig farblich einretuschiert oder vereinzelt trocken abgetragen und ersetzt. Wasserflecken wurden, soweit möglich, mit Wasserdampf vertrieben, brüchige Farben (an der Südwand im unteren Bereich) mit einer Kunstharzlösung gefestigt, Risse mit langfasrigem, neutral gelemitem Papier hinterlegt und mit einem speziellen Stärkekleister zurückgeklebt. Zum besseren Schutz vor weiteren Zerfallsprozessen sind an den Fenstern UV-Schutzfolien angebracht worden.

Das Täferzimmer im Erdgeschoss (Abb. 5, 6)

Der Raum diente seit längerer Zeit als Büro. Die oberen Wandpartien waren mit Pavatexplatten verkleidet und der Boden mit Plastikplatten belegt. Nach ersten Sondierungen stellte sich heraus, dass die Wände vollständig vertäfert sind, und dass unter dem Plastikboden ein alter diagonal verlegter Eichtentafelparkett vorhanden ist. Die Bauherrschaft scheute keine Kosten und liess das Täferzimmer wieder herstellen. Das Tannenholztäfer mit den abgeblättern und geschweiften Füllungen wurde geflickt, teil-



Abb. 5 Täferzimmer im Erdgeschoss, Zustand 2001...



Abb. 6 ...und nach der Restaurierung, 2002, gegenwärtig genutzt als Café- und Bierbar.

weise ergänzt und im alten grauen Farbton frisch gestrichen. Aufwändiger gestaltete sich die Sanierung des Eichenparketts. Die Plastikplatten waren vollflächig auf eine Pavatexunterlage verklebt, die ihrerseits mit zahlreichen kleinen Nägeln am Parkett befestigt war. Zwischen Parkett und Pavatexplatten befand sich eine Ausgleichsschicht aus Zement, die in einem aufwändigen Prozess, zum Teil manuell, zum Teil maschinell, entfernt werden musste. Nach einem Grobschliff wurde der Boden geflickt, wo nötig ergänzt und teilweise neu befestigt und anschliessend fein geschliffen, geölt und gewachst. Im Nebenzimmer ist unter ähnlichen Bedingungen ein Tafelparkett aus Eichen- und Nussbaumholz freigelegt und restauriert worden.

Restaurierung von Treppenhaus und Haustür (Abb. 7, 8)

Das letztmals in den 1970er Jahren überholte Treppenhaus besass einen groben Wandabrieb und moderne Handläufe. Die Beleuchtung war mangelhaft und die Natursteinstufen stark verschmutzt. Die Restaurierung bestand hier im Ersatz des Wandverputzes, der nach Befund als glatter Abrieb erstellt und weiss gestrichen wurde, der Montage eines neuen geschmiedeten Handlaufs und der Reinigung der Naturstiegtreppe. Zur Beleuchtung wurde eine moderne Lampenanlage montiert, die nun den ganzen Treppenhausbereich neu zur Geltung bringt. Im Entrée entstand unter der Treppe eine Windfangtür in Form einer Ganzglaskonstruktion

als Abschluss der im Keller eingerichteten Pianobar. Die alte massive Haustür aus Eichenholz wurde sorgfältig von alten Lackanstrichen befreit und neu eingeeölt.

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellennachweis

Alle Archivalien im Staatsarchiv Solothurn. Allerhand Copeyen, Band 23, Seite 97 f., und Band 25, Seiten 148 ff.; RM (Ratsmanual) 105/1601/437; GP (Gerichtsprotokolle) 1644–1646, 72–73; RM 179/1675/558; GP 1674–1681, 641; RM 185/1681/78, 109 und 190; RM 189/1685/460; RM 190/1686/685; RM 199/1695/587; GP 1694–1697, 205–206; RM 202 a/1698/73; RM 240/1737/9; GP 1739–1743, Band 13, 821–823; GP 1778–1784, Band 27, 1028; Kataster 1802, IT (Inventare und Teilungen) 1803–1823, Band 71, Nr. 8; Fertigungen 1803–1828, I, 143–144; Hypothekenbuch Solothurn sowie Grundbücher im Grundbuchamt Solothurn.



Abb. 7 Blick ins restaurierte Entrée mit Treppenanlage aus dem 17. Jahrhundert und moderner Beleuchtung.



Abb. 8 Die Haustür. Gewände aus der Bauzeit von 1682/83, Türblätter wahrscheinlich rund hundert Jahre jünger. Die Profilformen sind dieselben wie im Täferzimmer (Abb. 5, 6).

Solothurn, Schmiedengasse 5

Das Haus ist 2001/2002 umgebaut worden. Dabei wurde an der Rückfassade gegen die Westringstrasse der Verputz ersetzt, da er sich in einem stark zersetzten und verflückten Zustand befand (Abb. 1). Schon bei früheren Beobachtungen waren hier Spuren der alten Stadtmauer entdeckt worden. Nach dem Entfernen des Fassadenverputzes erfolgte eine bauhistorische Untersuchung, die zur Hauptsache zwei Bauphasen erkennen liess.

Die Stadtmauer

Beim Bau der barocken Schanzenanlagen im 17. Jahrhundert blieben die älteren mittelalterlichen Stadtmauern als sekundäre Befestigungslinie stehen und wurden fortlaufend repariert und zum Teil neu errichtet. Im untersuchten Abschnitt war es nach 1682 im Zusammenhang mit dem Neubau des Hauses Schmiedengasse 1 zu grösseren Bauschäden gekommen. Das Haus Nummer 5 musste wegen Baufälligkeit 1685 sogar provisorisch unterstützt werden. 1685/86 ist im Bereich der heutigen Häuser Schmiedengasse 5 und 7 die Stadtmauer auf einer Länge von 12,5 Metern vollständig neu errichtet worden (Abb. 4). Sie wurde dabei mit kleinen, regelmässig angeordneten Fensteröffnungen versehen (Abb. 2). Die Hauseigentümer mussten sich an den Kosten für den Mauerneubau in Form eines jährlichen Bodenzinses beteiligen. Am Haus Nr. 7 sind die Schlitzfenster aus dem 17. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag weitgehend erhalten geblieben. Am Haus Nr.



Abb. 1 Solothurn, Schmiedengasse 5, Rückfassade vor der Renovation.

5, das 1842 neu erbaut worden ist, sind sie alle vermauert. Nachdem der Fassadenverputz entfernt war, liessen sie sich auch hier beobachten und dokumentieren. Sie sind durchschnittlich 40 Zentimeter breit und 85 Zentimeter hoch.

Das Mauerwerk weist feldseitig, bis auf eine Höhe von etwa 4,5 Metern, eine Verschalung aus exakt zugehauenen Kalksteinquadern auf und besteht darüber aus einem ursprünglich mit einem groben Wurf verputzten Bruchsteinmauerwerk. Es ist im Fundamentbereich

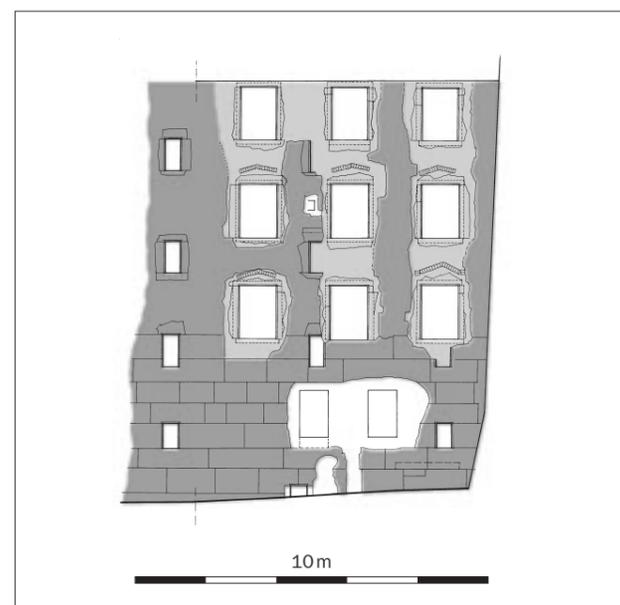


Abb. 2 Aufnahmeplan der Fassade 2002. Dunkelgrau gerastert Reste der 1685/86 neu erstellten Stadtmauer. Hellgrau Bauteile von 1842.



Abb. 3 Situationsplan Stalden 39, Schmiedengasse 1–7, schwarz gefärbt die 1685/86 neu erstellte Partie der mittelalterlichen Stadtmauer.

150 Zentimeter stark und verjüngt sich nach oben kontinuierlich bis auf 75 Zentimeter. Die Fundamentunterkante liegt 3,5 Meter tiefer als das heutige Hofniveau.

Die Fassade von 1842

Beim Hausneubau von 1842 kam es zu einer Veränderung der Geschosseinteilung wegen der Erhöhung des Erdgeschossniveaus um etwa 1 Meter. Gleichzeitig sind ein Gewölbekeller eingebaut, neue Fassaden und eine neue Dachkonstruktion erstellt worden. So wie gassenseitig, entstand auch auf der Rückseite eine dreiaxige und viergeschossige Fassade mit regelmässiger Befensterung, bei der teilweise Mauerwerk der Stadtmauer von 1685/86 übernommen worden ist (Abb. 2, 3).

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellennachweis

Alle Archivalien befinden sich im Staatsarchiv Solothurn; RM (Ratsmanual) 189/1685/53, 236, 478 ff., 493. RM 192/1688/247, 363. Hypothekenbuch Solothurn, GB Nr. 465.

Illustre Eigentümer

Die Eigentümer des Hauses Schmiedengasse 5 lassen sich vorläufig bis ins Jahr 1685 zurück verfolgen:

?–1685	Franz Vogelsang, Brunnenwascher
1685–1688	Urs Graf, Pfarrer in Egerkingen
1688–?	Mauritz Helbling, Arzt
?–1754	Urs Victor Vogelsang-Helbling, Grossrat (Schwager von Mauritz Helbling ?)
1754–1761	Gebrüder Ludwig, Peter, Franz und Karl Vogelsang
1761–1778	Jungfrau Margaritha Fluri
1778–1793	Maria Anna Kissling, Witwe des Friedrich Rötheli, Schiffmeister
Von 1793 bis 1868	war das Haus mit der Nachbarliegenschaft Schmiedengasse 1 in gemeinsamen Besitzerhänden, in dieser Zeit erfolgte im Jahr 1842 unter Peter Kully, Waisenhaussschaffner, ein Hausneubau.
1868–1873	Friedrich Mühlethaler, Drechsler
1873–1908	Joseph Klenzi, Landwirt, und seine Nachkommen, so 1891–1902 der Tierarzt Victor Klenzi und seine Schwester Mina
1908–1914	Ernst Mürger, Magaziner
1914–1917	Albert Brotschi, Baumeister
1917–1918	Mathilde Kölliker-Kamber
1918–1920	Franz Josef Walker, Privatier
1920–1924	Christian Eggist, Kellermeister
1924–1952	Fritz Marti, Wirt, und seine Nachkommen
1952–1980	Hans Allemann, Wirt
1980–2000	Geschwister Allemann (Urs, Elisabeth Brunner-Allemann, Maria Bernhard-Allemann und Hansruedi Allemann, Polizist)
Seit 2000	gehört das Haus wiederum den gleichen Eigentümern wie Schmiedengasse Nr. 1.

Büsserach, Burgruine Neu-Thierstein, Wiederaufbau

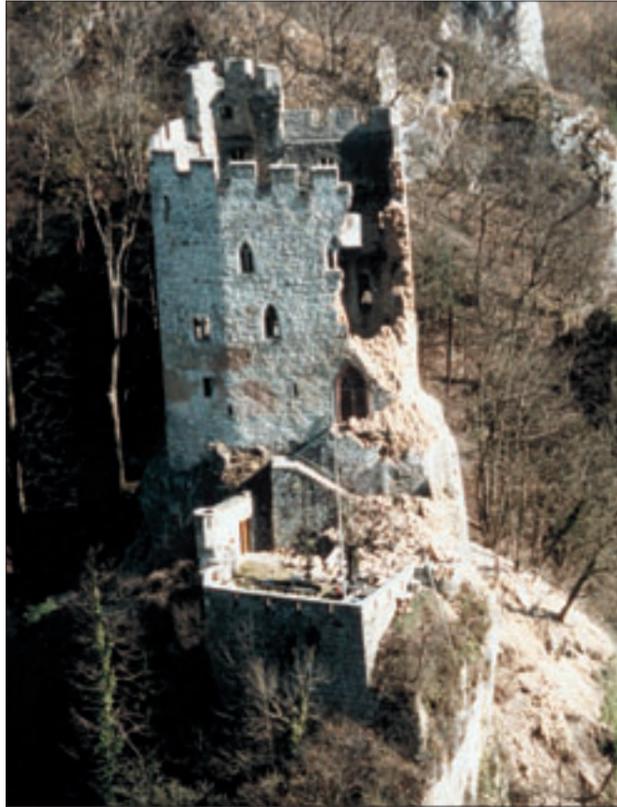


Foto: Keystone Press Zürich.



Foto: Janslin + Stebler Ingenieure AG.

Abb. 8 Büsserach: Burgruine Neu-Thierstein nach dem Teileinsturz vom 2. März 1997.

Abb. 9 Büsserach: Burgruine Neu-Thierstein nach dem Wiederaufbau.

Solothurn, Hauptgasse 69, von-Roll-Fideikommisshaus



Abb. 5 Pavillon beim Gartenportal, Gartenseite, 2002.



Abb. 4 Dekorativ bemalte Rückwand in der Veranda, restauriert 2000.

Mariastein, Klosterkirche, Innenrestaurierung



Foto: E. Schmidt, Basel.

Abb. 5 Hauptaltar nach der Restaurierung.

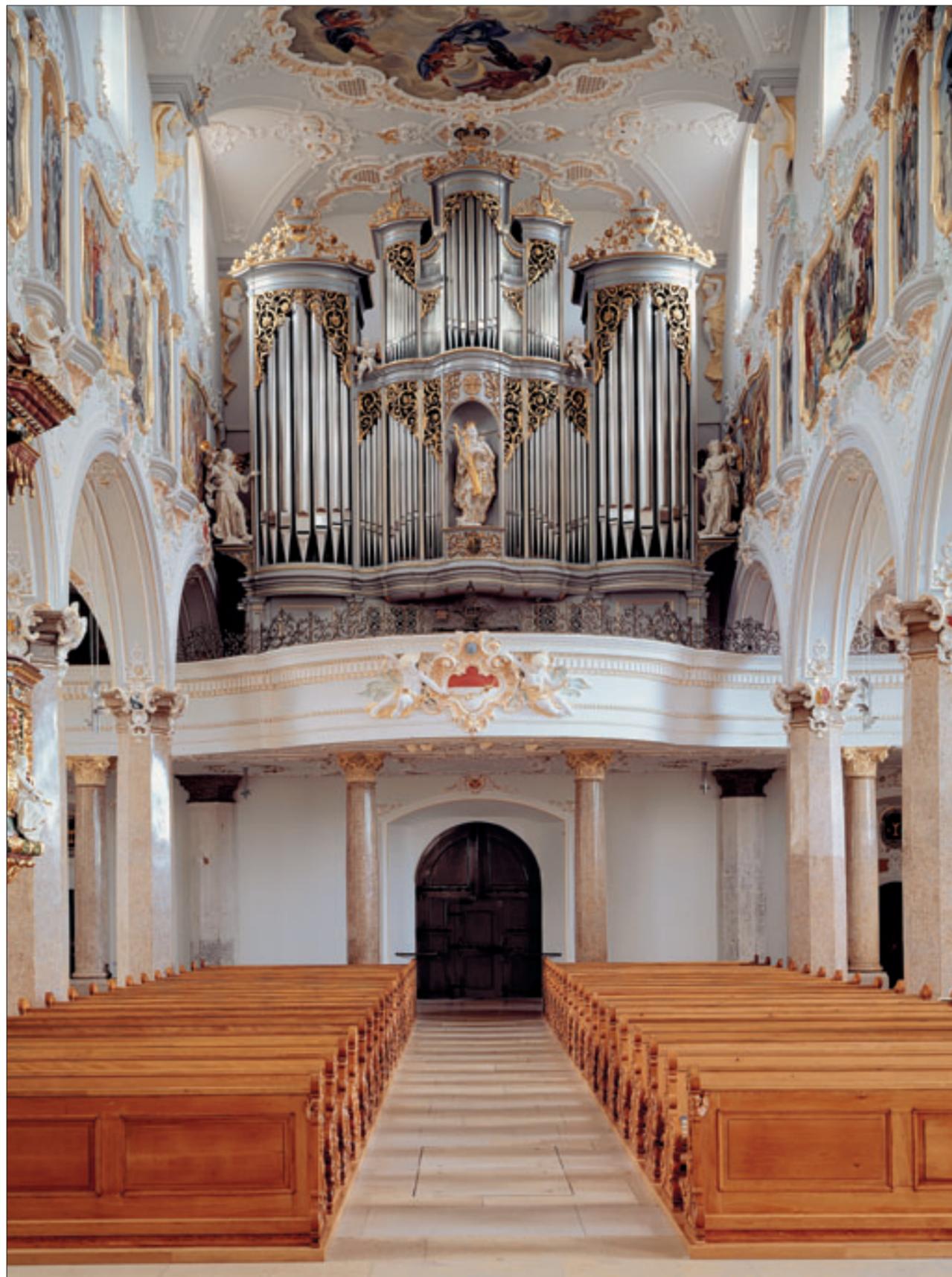


Abb. 8 Innenraum gegen Westen nach der Restaurierung.



Abb. 9 Innenraum gegen Osten nach der Restaurierung.

Solothurn, Klosterkirche St. Joseph



Abb. 8 Bei der Demontage von Kanzelkorb und Treppenaufgang kamen al fresco gemalte Dekorationen zum Vorschein. Es handelt sich um einen illusionistisch gemalten, architektonisch gestalteten Kanzelhintergrund aus der Bauzeit der Kirche von 1646–49.